Vol 2
Germen

Peter M. Hill
1990

copy #2 ill.

Peter N. Witt

1990

SKIZZEN AUS MEINER VERGANGENHEIT.
Zweiter Band.

Inhalt:

1. Etwas Familiengeschichte.
2. Wäuchen.
3. Arbeitsdienst.
4. Meine Erlebnisse bei der Geisteskrankenfürsorge.

Etwas Familiengeschichte.

Um die Geschichte einer Familie zurückzuverfolgen fängt man gewöhnlich bei den Eltern an; dann diskutiert man deren Eltern, Großeltern, Urgroßeltern und so weiter. Nach wenigen Generationen kommt man zu einer sehr grossen, nicht mehr überschaubaren Zahl von Menschen, selbst wenn man alle Dokumente hätte.

Man muß sich nur überlegen, daß die Familie meines Vaters, die Witts, in der männlichen Linie ununterbrochen zur Mitte des 15. Jahrhunderts, bis 1465, zurückverfolgt werden kann. Wenn man 4 Generationen pro Jahrhundert annimmt, lebte der Urwitt 20 Generationen zurück, das heißt er ist einer von 1.048.576 Vorfahren. Natürlich ist die wahre Zahl zweifellos geringer; die Wahl des Ehepartners ist durch gesellschaftliche, geographische, wirtschaftliche und religiöse Faktoren beschränkt. Verwandtenheirath kompliziert und beschneidet den Stammbaum.

Auf jeden Fall ist die Zahl der Vorfahren sehr groß. So ist es nicht erstaunlich, daß Vereinfachung und Auswahl stattfinden. Die Überlieferung, daß die Kinder den Nachnamen des Vaters tragen, hat dazu geführt, daß Familiengeschichte hauptsächlich Männergeschichte wird, oder zumindest wird die Linie der Vorfahren durch die männliche Linie verfolgt. Das macht dann die Identifizierung der weiblichen Vorfahren schwierig, selbst wenn es nicht andere Gründe gäbe aus denen die Geschichte der Frauen vernachlässigt wird.

Frauen hatten meistens weder Berufe noch öffentliche Ämter. Ihre Briefe, besonders wenn sie gute Schreiber waren, hat manches bewahrt, aus dem sie als Personen gegenwärtig werden; aber solch Wissen ist oft nur spärlich. Allerdings bekam ich umso mehr Interesse an den Frauen, je mehr ich in meine Familiengeschichte hineinschaute; aber ich konnte nur wenig über sie herausfinden. Ich will hier männliche und weibliche Linien zu verfolgen versuchen, aber, wie man sehen wird, wird es nach 3-4 Generationen hauptsächlich ein Bericht über Männernachfolge.

Ich habe bereits die ersten Berichte über die Familie meines Vaters erwähnt. Die Familie meiner Mutter, die Mendelssohns, kann teils in der männlichen teils in der weiblichen Linie bis 1035 zurückverfolgt werden. Obwohl beide Gruppen von Vorfahren in Mitteleuropa lebten gibt es Gründe (haupsächlich religiöser Natur), aus denen man annehmen kann, daß sie wohl nie verwandt wurden.

Ich glaube, daß trotz der immer wechselnden Beziehungen, die menschliche Erbfolge ausmachen, es etwas wie Familienbesonderheit und Familienpersönlichkeit gibt. Es kann z.B. eintreten, daß ein Mensch in einer Generation Taten vollbringt, die aufgeschrieben und gefeiert werden. Wenn einer berühmt, mächtig oder reich wird, scheinen Vor= und Nachfahren an seiner Bedeutung teilzunehmen, und Identität fängt an,- Familiengeschichte beginnt.

Eine Familie kann einer biologischen Einheit ähnlich werden. Man kann z.B. einen Alterungsvorgang in ihrer Entwicklung finden. Ein oder zwei Generationen lang kann Familienjugend dauern. Im reifen Alter können Familien charakteristische Züge annehmen, in denen sie sich von anderen Familien unterscheiden; und bald danach kann man Zeichen von Altern entdecken, sogar in Familienmitgliedern, die selber jung sind. Manchmal kann man ein sehr junges Individuum als Mitglied einer "alten Familie" erkennen. Dieser Fortschritt von Jugend zum Alter, besonders die Anzeichen fortgeschrittenen Alters in "späten" Generationen, kann man in vielen geschriebenen Familiengeschichten nachlesen.

Es gibt meiner Meinung nach kurzlebige und langlebige Familien. Umstände machen es regierenden Familien wie den Habsburgern, Hohenzollern oder Bourbonen möglich zusammenzuhalten und mehrere hundert Jahre lang abgesondert zu bleiben. Andere Familien sind in ein oder zwei Generationen ausgestorben oder in Anonymität zurückgekehrt. Ich betrachte die Witts als eine kurzlebige, die Mendelssohns als eine länger lebende Familie, wenn ich meine besondere Definition anwende.

In den folgenden Seiten hoffe ich, diese Auffassung klarer zu machen. Ich beabsichtige keine neuen Einsichten zu bringen, sondern mehr ein überzeugendes Beispiel zu zeigen.

Verschiedene Religionen bedeuten oft verschiedene Lebensstile. Die Geschichte der Mendelssohns ist voller jüdischer Denker und Rabbiner bis zurück zum elften Jahrhundert. Andererseits waren die Witts Protestanten (vielleicht sogar fanatisch so) seit dem Anfang der Reformation in Deutschland. Ein päpstlicher Bann von 1518 verdammt speziell einen Witt wegen seiner Opposition gegen eine Steuer, die von Rom gefordert wurde. Sein Name war Detlef Witt,- interessanter Weise der Name meines Bruders.

Die Witts waren von Holland nach Osten gezogen, wohl um das Jahr 1.000; während die Mendelssohns, ursprünglich aus Kleinasien, in Südfrankreich,- Troyes,- wenigstens vom 11. Jahrhundert an gelebt hatten.

Keine der beiden Familien war provinzlerisch, weder in Bezug auf Religion noch Gegend. Mein Witt Vorfahre verließ drei Generationen bevor meiner Geburt Norddeutschland und zog nach Russland, wo er eine Deutsch-Russin heiratete. Einer der Söhne heiratete eine halbspanische, katholische Frau, die in Cuba geboren war,- sie wurde meine Großmutter. Bei den Mendelssohns kam vor drei Generationen eine Katholikin von baskischer Abstammung aus Südfrankreich dazu, und in der nächsten Generation eine Protestantin aus Berlin, die aus Westdeutschland stammte.

Beide Familien setzten die ursprüngliche religiöse Tradition der Familie fort, was bedeutsam wurde, als Hitler die Deutschen in erwünschte und unerwünschte Gruppen einzuteilen begann.

Mein Vater, der sich meines Wissens lebenslänglich als Nachkomme einer Schleswig-Holsteinschen, protestantischen Bauernfamilie ansah, war tatsächlich zur Zeit seines Todes ein nichtausübender Katholik,- wie ich zu meinem Erstaunen zur Zeit seines Todes herausfand. Meine Mutter war vom gleichen Grunewald-Pfarrer getauft worden, der mich taufte und konfirmierte; ihre beiden Eltern waren lebenslänglich Protestanten. Die letzten Anhänger Jüdischer Religion in ihrem Zweig der Mendelssohn Familie waren 3 meiner Urgroßeltern. Es wird erzählt, daß bei der Beerdigung der Urgroßmutter Marianna Mendelssohn geborene Seeligmann ihre 8 Kinder und 35 Enkel, die bei der Beerdigung dabei waren, damals das erste Mal einer Jüdischen Zeremonie beiwohnten.

Drei meiner vierzehn Urgroßeltern (wegen Verwandtenheirath hatte ich weniger als die üblichen sechzehn) waren Jüdisch, aber keiner meiner Urgroßeltern. Aber wie Albert Einstein ein Mal schrieb, ein Jude "hört nicht auf Jude zu sein," wenn "er getauft wird und seinen Namen ändert." Schließlich zähle ich unter meine Vorfahren den 11. Jahrhundert Troyer Rabbiner Schelomo ben Isaak, genannt Raschi, biblischer Philosoph und Kommentator des Talmud und Moses Mendelssohn, den 18. Jahrhundert Berliner Philosophen der Aufklärung.

Als in Deutschland in der Mitte der Dreissiger Jahre Juden von Nichtjuden getrennt wurden und Juden in Gefahr kamen, fühlte ich deutlich, daß ich zu beiden Seiten gehörte, und unter keinen Umständen konnte ich mich ausschließlich zu einer rechnen. Der politische und gesellschaftliche Wind der Zeit machte es für einige meiner Vettern rathsam, ihre Namen zu ändern (z.B. von Warschauer zu Thevoz, von Salomonsohn zu Solmssen, von Mendelssohn-Bartholdy zu Winandt). Beides zu sein, ein Deutscher und ein Jude- oder aus einer Familie Jüdischer Herkunft zu stammen,- war nicht einfach. Offiziell waren die beiden Zugehörigkeiten in Gegensatz. Manchmal gab es überraschende Lösungen zu dieser gewaltsamen Teilung. Ich will eine solche an meinem damaligen Freund und Vetter Robi Warschauer illustrieren.

Die Warschauers waren eine wohlbekannte JÜdische Bankiersfamilie in Ostpreussen gewesen. Andererseits war Robis Mutter- meine geliebte Tante Adele- aus einer Calvinistischen Genfer Familie namens Thevoz. Die Beziehungen zwischen den Warschauers und meiner Familie waren eng; ich war in ihrem Gartenhaus in Berlin geboren worden, wo meine Mutter lebte, während mein Vater im Ersten Weltkrieg weit weg war.

Obwohl Robi 7 Jahre älter als ich war, waren wir als Jungen viel zusammen. Er fand in mir als Zehn-Jahre-altem jemanden, der willig war ihm bei seiner Rekonstruktion berühmter Schlachten zu helfen, und der weder genügend Interesse noch ausreichendes Wissen besaß, um ihm zu widersprechen oder zu kritisieren. Von frühester Jugend an war er leidenschaftlich an Militärgeschichte interessiert. Es schien mir damals, daß er für jede Schlacht in jedem Jahrhundert genau die Zahl der Truppen, ihre Bewegungen und Einsatz wußte, und warum eine Seite gewonnen, die andere verloren hatte. Er hatte das einseitigste Interesse, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe.

Ich erinnere mich jetzt nicht mehr auch nur an eine einzige der Schlachten, aber ich sehe im Geiste den grossen Sandkasten, in dem wir sie aufbauten. Er stand im "Leeren Zimmer", einem grossen Wohnzimmer im Parterre, das besonders für solche Tätigkeiten reserviert war, die sich über mehrere Tage ungestört hinziehen sollten. Unsere Zinnsoldaten-Armeen wurden gemäß geschichtlichen Aufzeichnungen herumbewegt, und nach Tagen sorghfältiger Umstellungen kamen wir mit der berichteten Lösung heraus. Für mich war es ein vergnügliches Spiel; für ihn war es die wichtigste Tätigkeit im Leben, weder gewalttätig noch laut, aber eine Art geistige Übung.

Als Hitler Deutschlands Wiederaufrüstung in den Dreissiger Jahren begann, wurden neue militärische Einheiten wie Rommels Panzercorps geschaffen; sie waren Nachfolger der traditionellen Kavallerie des 18. und 19. Jahrhunderts. Robi Warschauer, der leidenschaftliche Militärgeschichtler, sah plötzlich eine Möglichkeit, an Manövern und Schlachten direkt teilzunehmen- die Verwirklichung eines Traumes- aber sein Name und Herkunft verhinderten, daß er ein Deutscher Offizier werden konnte. Er löste den Konflikt indem er seinen Nachnamen in den Familiennamen seiner Mutter umänderte, Thevoz, und indem er den Stammbaum fälschte. Als ich das nächste Mal von ihm hörte, hatte er eine Carriere als Deutscher Panzeroffizier begonnen, und er fing an Militärgeschichte erster Hand zu erleben.

Es war ein Problem für ihn, daß viele seiner Vettern jetzt als Halbjuden bezeichnet wurden. Unähnlich denen, die auf diese Bezeichnung stolz waren, bat er uns ihm dabei zu helfen, seinen Stammbaum zu verbergen, sodaß er nicht entdeckt wurde.

Zu der Zeit, 1938, hatten wir gerade ein Manuskript erhalten, das die Bank Mendelssohn & Co. zum 200. Geburtstag von Moses Mendelssohn in Auftrag gegeben hatte. Es war ein maschinengeschriebenes Dokument, das ein Dr. Richard Wolff zusammengetragen hatte, in dem alle Nachkommen Moses Mendelssohns und seiner Frau Fromet Gugenheim aufgezählt waren- mehr als 1.000 Personen. Es berichtete Daten von Geburt, Heirath und Tod und die Berufe, Religion und anderes Interessantes. Ich weiß nicht wieviele Kopien gemacht worden

waren, aber jeder von uns aus der jüngeren Generation hatte einen Abdruck bekommen.

Robi Warschauer lebte in dauernder Angts, daß das Manuskript in die Hände einer der Beamten fallen könnte, die die Herkunft Deutscher Offiziere überprüften. Er schrieb jedem von uns mit der Bitte, unsere Kopien zu vernichten; die meisten meiner Vettern und Cousinen taten das. Ich war überzeugt, daß das Manuskript ein Stück Familiengeschichte enthielt, das nie wieder so zusammengebracht werden würde; so versteckte ich meine Kopie.- Nach dem Krieg und Hitlers Ende erhielt ich zahlreiche Bitten für neue Abzüge. Ich beauftragte einen Studenten im Institut für Germanische Sprachen in Chapel Hill eine korrigierte Abschrift anzufertigen; diese ließ ich kopieren und an Verwandte schicken. Ich benutzte meinen neuen Tischcomputer 1988 um ein alphabetisches Register aller darin erwähnten Namen anzufertigen.

Als der Krieg und Hitler vorbei waren, waren viele meiner Verwandten wieder stolz auf ihre Abkunft von Moses Mendelssohn. Die Bücherverbrennung durch Hitlers Bewunderer, die Moses Mendelssohns Werke einschloß, war bald vergessen.

Robi Thevoz überlebte den Krieg und wurde Geschichtsprofessor an der Berliner Universität. Er änderte niemals seinen Namen zurück zu Warschauer, aber so viel ich weiß lebte er bis zum Ende seines Lebens im alten Warschauerhaus in Grunewald.

Seine Geschichte illustriert die Konflikte, die Familien wie unsere im 19. und 20. Jahrhundert in Mitteleuropa erlebten. In seinem besonderen Fall wurde der Konflikt durch seine einseitige Begabung für ein Gebiet menschlichen Interesses belastet; und obwohl ich sein Verhalten als ziemlich wenig heldenhaft ansehe, kann ich seine Schwierigkeiten verstehen, und ich kann ihn nicht scharf verurteilen.

Es ist mir klar, daß die Familiengeschichte, die nun folgt, wenig Erwähnung besonderer Leistungen enthält, die sie interessant machen würde, und sie wird vielleicht nur die interessieren, die mit uns verwandt sind. Ich erinnere den Leser an sein Recht das auszuwählen, was er lesen will.

Die Witt-Familie war meines Wissens zur Nordseeküste in Schleswig-Holstein vom Westen aus Holland um das Jahr 1.000 gekommen. Sie bebauten ihr Land und züchteten die ganze Zeit seitdem Milchkühe; ich weiß wenigstens, daß sie das noch taten, als ich 1970 dort Besuch machte, und als ich fand, daß die häufigsten Vornamen noch Detlef und Peter waren- und sind- die Namen, die mein Bruder und ich tragen.

Als mein Urgroßvater, Johann Nikolaus Witt,einer von neun Kindern, den Bauernhof verließ, begann ein neuer Abschnitt in der Familiengeschichte; sonst wären wir vielleicht Alle als Kuhzüchter herangewachsen. Wie sich zeigen wird brachten vier Generationen grosse Veränderungen.

Johann Nikolaus Witt schrieb mit Gänsekiel und Tinte in klarer Sütterlinschrift. Ich besitze einige seiner Manuskripte, und aus ihnen kann man Schlüsse auf seine Person ziehen. Ich glaube, daß er sehr intelligent war, ehrgeizig, pedantisch, und es war nicht ganz leicht mit ihm auszukommen. Er kann die gleichen Wutanfälle gehabt haben, die man noch in den nächsten drei Generationen beobachten kann.

Er war am 12. Oktober 1808 in Heuwisch in Dithmarschen in einem grossen, alten Bauernhaus geboren worden, wo Ställe, Scheune und Wohnräume unter dem gleichen Dach lagen. Ähnliche Bauernhäuser stehen noch in der Gegend. Nahebei war die Küste der Nordsee, die vom Haus durch einen grossen Damm verborgen war;der Damm mußte von der Familie unterhalten werden. Solche Haushälte wurden Deichgrafen genannt, und das Meer war gleichzeitig Teil ihres Lebensunterhaltes und eine ständige Drohung. Witts hatten viele Jahrhunderte lang das gleiche Land bebaut und Vieh gezüchtet,- und sie tun das immernoch, wie ich bei einem Besuch 1970 herausfand.

Als er den Heimathof verließ, verließ er auch das Heimatland, um nie zurückzukehren. Angeblich ging er weg, weil er entdeckte, daß sein Studium der Pharmazie ihn nicht wie seine medizischen Kollegen vom Militärdienst befreite. Jedenfalls erreichte er seine neue Heimat, Sankt Petersburg (jetzt Leningrad), in den frühen vierziger Jahren. Dort unterrichtete er Pharmazie und Chemie, und beriet bei der Anlage von Fabriken; scheinbar war er ein Fachmann für Zucker= und Weinfabrikation. Seine Zeichnungen für die geplanten Fabriken waren detailliert und säuberlich, auf Deutsch und Russisch beschriftet.

Er heirathete Elisawetha Christianstochter Zwerner, damals Witwe Bedell, aus einer Deutsch-Russischen Familie. Das erste Kind, mein Großvater Otto Nikolaus Witt, wurde in Moskau 1853 geboren; das zweite Kind, Anna Margaretha, in Kossun 1855.- 70 Jahre später war Annas Bruder, Onkel Erich Sommerhof, ein häufiger Besucher bei uns im Grunewald.

Es existiert eine gedruckte Visitenkarte, angeblich von ihm benutzt, die lautet " Jean Nicolas de Witt, Conseiller honoraire de sa majeste, l'Empereur de Russie", aber ich habe keinerlei Beweise, daß er je geadelt war und einen Titel vom Russischen Zaren bekommen hatte. Einige meiner Vettern glauben, daß diese Karte lange nach seinem Tod von einer snobistischen Tante von uns produziert worden ist.

Mehr ist über seine politischen Verstrickungen bekannt, nicht nur aus der geschichtlichen Literatur, sondern auch durch von ihm geschriebene Berichte. Er war irgendwie in die Petraschevsky Verschwörung 1848 verstrickt. In der Folge mußte er aus Russland mitten in der Nacht fliehen, um zu vermeiden, daß man ihn nach Sibirien verbannte, während sein Mitverschwörer Dostojewski erwischt wurde. Erst viele Jahre später kam er zurück, wahrscheinlich um Besitz zu beanspruchen, den er bei der Flucht 1848 zurückgelassen hatte. Sein handgeschriebener Bericht über die Verschwörung- der bald in einer Deutschen Geschichtszeitschrift veröffentlicht werden wird- scheint mir mehr ihn so zu schildern, wie er von Zeitgenossen gesehen werden wollte, als daß er die wahren Begebenheiten berichtet; die Geburtstdaten und Orte seiner Kinder widersprechen dem Bericht.

Andererseits stimmen seine Erinnerungen mit den bekannten Tatsachen überein, wie sie z.B. in Dostojewski Biographien beschrieben werden.- Ich habe sein Manuskript abgeschrieben und werde es diesen Erinnerungen als separates Kapitel beilegen.- In seinen Briefen erklärt er, daß es tatsächlich keine Verschwörung gegen das Leben des Zaren war. Von Zeit zu Zeit mußten Verschwörungen entdeckt werden, damit der Zar schlafen konnte, wenn er für kurze Perioden von seinem Mißtrauen gegen Anschläge und von seinem Verfolgungswahn befreit worden war. Nach Johann dachten sich hohe Regierungsbeamte einen Plan aus, nach dem sie Organisationen und Gruppen aussuchten, die sie als "Verschwörungen" bezeichneten. Johann behauptet, daß seine Gesellschaft für das Lesen moderner Literatur solch eine Gruppe war, die als Opfer erlesen wurde.

Auf jeden Fall finden wir ihn- nach der Flucht mit Frau und Kindern, nach einigen Berichten mitten in der Nacht- in Europa hin und her reisen auf der Suche nach einem Land, wo er sich niederlassen könnte, ohne den sich ändernden Launen eines Tyrannen ausgesetzt zu sein.

Das Land, das er schließlich fand, war die Schweiz, und dort lehrte er bis zum Lebensende am Züricher Polytechnikum. Dies war ein Bundesinstitut, das auf Grund der Schweizerischen Verfassung gegründet worden war und sich von den regionalen Universitäten unterschied; sein Lehrplan ähnelt eher dem des Massachussetts oder des California Institute of Technology. Er und seine Nachlkommen- und ich auch- wurden Schweizerbürger.

Nach Dokumenten, die ich erst vor Kurzem in Russischen Archiven entdeckte, starb Johann in Zürich 1872; er war der Einzige seiner Familie, der von zu Hause weggegangen war. Seine Frau Elisawetha, geborene Zwerner, starb in Zürich 1899 mit 85 Jahren; ich kenne nur ihr grimmiges Gesicht von Photographien.

Mein Großvater, Otto Nikolaus Witt, Johanns einziger Sohn, war in Moskau 1853 geboren worden. Er wuchs in Zürich auf, wo er Chemie studierte. Er lebte in Deutschland, im Elsass und später in England. Ich besitze seinen Antrag an die Königin Viktoria für ein Patent auf einen chemischen Vorgang, den er mit 22 geschrieben hat und seine Sammlung von Diatomeenskeletten, die er mit weniger als 20 Jahren zusammengebracht hatte. Er unterhielt eine weltweite Korrepondenz über die Sammlung.

Auch im jungen Alter veröffentlichte er seine Farbentheorie über Chromophore und Chromogene. Darin fordert er, daß zwei spezielle Gruppen in einer Verbindung enthalten sein müssen, um eine starke Farbe hervorzubringen; die Theorie wurde ein wichtiger Wegweiser bei der Suche nach neuen Farbstoffen in der aufblühenden Faserindustrie.

Er gründete Prometheus und gab ihn heraus; dies war eine populärwissenschaftliche Zeitschrift, die Artikel solche Phänomene wie die Enstehung von Eiskristallen und Muster auf buntem Papier erklärte. 1946 traf ich eine alte Dame, die mich fragte, ob ich mit dem grossen Otto N. Witt verwandt sei; sie hatte als junges Mädchen besonders gerne im Prometheus von ihm gelesen.

Er veröffentlichte unzählige wissenschaftlich Arbeiten über Farbstoffe und Färben, über chemische Isomerie und Homologie. Ich besitze drei Bände seiner gebundenen Aufsätze und zwei kleine Bände mit gedruckten Berichten und Briefen von seinen vielen Reisen. Er folgte seinem Vater nicht nur beruflich, sondern er war, wie sein Vater, ein unermüdlicher Reisender und Schreiber. Ich besitze keine vollständige Sammlung all seiner Schriften, und ich glaube, daß es keine gibt.

Vor Kurzem schickte mir ein Vetter ein dickes Buch, das er bei einer Auktion in Deutschland ersteigert hatte; es enthält eine Schrift Otto N. Witts, 1902 veröffentlicht, die die Entwicklung der Deutschen Chemischen Industrie in den vorangehenden 25 Jahren schildert. Mehr solche Bände könnten später noch auftauchen.

Ein kleines ledergebundenes Buch berichtet von einer Reise 1889 in die Südkarpathen; ein anderes, 1900 herausgekommen, berichtet von seinen Beobachtungen bei der Pariser Weltausstellung. Es gibt eine Tischordnung von der Eröffnung der Ausstellung: er saß oben am Tisch neben der Königin Viktoria. Ich besitze Manuskripte von Reden, die er bei besonderen Gelegenheit hielt, wie z.B. bei der Feier von des Kaisers Geburtstag in Berlin. Und schließlich gibt es ein Päckchen, das ich in einem anderen Kapitel beschreibe; es enthält Photographien seiner Orchideenzüchtungen, jede Blume mit Namen und Maßstab. Alle sind Zeugen eines reichen und produktiven Lebens.

Ethel (Stiefgroßmutter) Witt mit Tochter Ethel Witt-von Gwinner, Tante Baby.

Meine Mutter erinnerte sich an ihn als eine eindrucksvolle Gestalt. Nach ihr war er enorm, das heißt groß und schwer, und er trug im Hause farbige Samtjacken, dunkelrot oder grün.

Er war zwei Mal verheiratet, zuerst 1881 mit Maria Clara Elisa Hüttlinger in Hamburg. Ihre Mutter stammte aus Cuba, und ihr Vater war ein Hamburger Kaufmann. Elisa starb 1893, und er heiratete 1895 Elisabeth Ethel Doughty, die Gouvernante seiner 5 Kinder und Tochter eines Britischen Pfarrers. Die Tochter aus dieser Ehe, Ethel Elisabeth, kannte ich gut als "Tante Baby", ein Name den sie bis ins hohe Alter trug.

Otto Witt starb in Berlin mit 61. Er war zu der Zeit Professor der Chemie an der Technischen Hochschule Charlottenburg und Direktor des Chemischen Instituts. Er war zeitweise Rektor der Hochschule mit dem Titel Geheimer Regierungsrath. So war er lange an einem Deutschen Institut, das dem Schweizerischen Institut seines Vaters ähnelte. Sein Leben verlief weit entfernt von seiner Abnstammung von kuhzüchtenden Bauern, im Zentrum des aufsteigenden Deutschen Reiches. Es war nach meiner Ansicht die höchste Höhe, die die Witts erreichten.

Nur wenig weiß ich über meine Großmutter Elisa Witt, geborene Hüttlinger. Sie hatte wohl kein leichtes Leben an der Seite eines lebhaften und überwältigenden Ehemannes. In vierzehnjähriger Ehe hatte sie fünf Kinder; mein Vater war das Dritte. Auf Photographien hat sie ein langes, schmales Gesicht von dunkler Farbe; sie hatte auch sehr dunkles Haar. Ich kenne sie auch von den goldenen, spanischen Haarkämmen, die meine Schwestern von ihr erbten, und aus Geschichten, die uns 30 Jahre nach ihrem Tod von Tante Eve, ihrer besten Freundin, erzählt wurden. Elisa starb 1893 in Berlin mit nur 35 Jahren und hinterließ ihr Vermögen zu gleichen Teilen ihren 5 Kindern.

Wenigstens in den Augen ihrer ältesten Stieftochter, meiner Tante Irene Witt-Pfuhle, war Otto Witts zweite Frau, die vormalige Gouvernante der Kinder, fleischgewordene Bosheit. Als ich ein Kind war, hatte sie bereits in Deutschland über 30 Jahre gelebt, aber sprach immer noch mit starkem Englischen Akzent und benutzte oft die falschen Deutschen Artikel. Ihr größtes Lob meines Vaters war:"Felix sieht so Englisch aus." Nach dem Zweiten Weltkrieg, etwa 50 Jahre nach ihrer Ankunft in Deutschland, ging sie nach England zurück, wo sie sich nach ihrer Meinung nur wirklich zu Hause fühlte, und wo sie nun mit ihrer Schwester leben wollte. Wenige Monate später kehrte sie sehr enttäuscht zu ihrer Tochter und Enkeln in Bayern zurück.- Es scheint mir, daß, wenn man sich nach seinem Herkunftsort sehnt, man oft Zeit und Ort verwechselt- nach einer Zeit, zu der man nicht zurückkehren kann.

Mein Vater Felix Herbert Witt kommt in meinem Kapitel über Kindheitsumgebung vor; hier nur wenige Daten und Tatsachen. Er war 1887 in Berlin-Charlottenburg geboren und

starb in Berlin 1943. Er ging in Berlin zur Schule und studierte Chemie bei seinem Vater an der Technischen Hochschule, wo er als Diplom ing. und Doktor ing. abging.

1913 heiratete er Emma von Mendelssohn und diente während dem ganzen 2. Weltkrieg (1914-1918) in der Nachrichtenabteilung, wo er bald Offizier wurde. Er sagte immer deutlich, daß er das Militärleben sehr genossen hatte; das ging auch aus seiner Verpflichtung bei der Türkischen Armee 1918 hervor und aus seiner verspäteten Heimkehr 1920. Vielleicht gewöhnte er sich nie wieder ganz an das Zivilleben? Obwohl meine Mutter und er schließlich 1925 geschieden wurden, hatten sie schon länger getrennt gelebt.

Seine Berufslaufbahn war sehr von der seines Vaters verschieden- ohne Erfolg. Nach seiner Heirat wurde er dank seinem Schwiegervater der Direktor und Besitzer einer Parfumfabrik in Berlin. Er nahm uns in den Zwanziger Jahren dorthin zu Besuch.

Wenige Jahre nach der Scheidung erklärte die Fabrik Concurs, aber er lebte zu der Zeit in grossem Stil als Gutsbesitzer der Neuen Mühle in Biesenthal, Östlich von Berlin, mit einer Stadtwohnung in West Berlin. An beiden Orten regierte eine ältliche Haushälterin, Frau Zickelbein in Berlin und Frau Pippin auf dem Lande. Das Landhaus lag an einem See, und man näherte sich auf einer Allee, die mit riesigen Kastanienbäumen eingerahmt war, jeder mehrere Hundert Jahre alt. Ich würde mich nicht wundern, wenn er den Besitz wegen der schönen Bäume gekauft hätte. Wir gingen gerne an Wochenenden dorthin. Auf dem Lande zeigte er sein besonderes Interesse an Papageien und Schweinen.

Ich vermute, daß er damals hauptsächlich von einer grossen Scheidungsabfindung lebte, die er widerwillig vom Vater meiner Mutter erhalten hatte; es gibt darüber Dokumente, die das wahrscheinlich machen. Es gab auch einen besonderen Paragraphen im Testament seines Schwiegervaters, der uns, seinen Enkeln, den Gebrauch unserer Erbschaft zur Unterstützung unserers Vaters verbot.

Man kann ihn als "Playboy" bezeichnen, da sein Leben sich um schöne Frauen, elegante Gesellschaften und wohlhabende Leute drehte. Er hatte von seiner Mutter ein eigenes Vermögen geerbt, das er bei Großjährigkeit nach Wahl benutzen konnte. Einen grossen Teil verwendete er für die Spezialherstellung eines Porzellanservices in Nymphenburg in Bayern, aus über 70 Stücken bestehend, dabei Kerzenhalter, grosse Schüsseln, viele Salzfässer usw. Ich fand heraus, daß 50 Jahre nach der 1900 Herstellung Leute dort sich noch an diese Arbeit erinnerten. Es gab kein Zweites dieser Art!

Nymphenburg erschien waährend seiner letzten Lebenstage, als er davon träumte, daß er im Bayerischen Königsschloß lebte. Nach seinem Testament erbte ich als ältester Sohn das Geschirr, aber ich fand nach seinem Tod, daß es längst für eine Schuld bei seinem Schwager Hans von Gwinner verpfändet war.- Der verzichtete auf den Anspruch.

Mein jüngerer Bruder erbte auch Nymphenburg Porzellan, ein Geschirr, das speziell für meinen Vater nach Stichen in Buffons 18. Jahrhundert Histoire Naturelle des Oiseaux gemalt war.

In den späten 1920er Jahren hatte mein Vater Alles verloren; er erzählte uns, daß er sich vor den Steuerbeamten versteckte. Wir fanden das herrlich abenteuerlich. Wenn wir Sonnabend oder Sonntag zu Besuch kamen, gingen wir mit ihm zu billigen Kinos und sahen was gerade spielte,- manchmal recht wild. Wir genossen das Alles, und ich zweifle, daß es uns schadete. Bei beinahe jedem Besuch wurden wir einer anderen Freundin vorgestellt; einige waren sehr nett, andere weniger erfreulich. Ich erinnere mich mit Freuden an die Prinzessin Trubetzkoy und ihre Gesellschafterin, die herrlichen Borscht kochten;- und an eine Amerikanische geschiedene Frau namens Gerda Franksen;- und an die Tante mütterlicherseits Lotte Mendelssohn Bartholdy, genannt die "Hundelotte", wegen ihrer Liebe zu Hunden.

Er begann für verschiedene pharmazeutische Firmen zu arbeiten, wobei er ihre Produkte Ärzten anpries und erklärte. Das war offensichtlich erfolgreich, wohl wegen seiner guten Manieren und gründlichen Kenntnissen, sodaß er zur Zeit seines Todes beinahe schuldenfrei war. In seinen letzten Jahren war er vielgefragt als Bridgepartner und zu Gesellschaften, da er nett aussah, sich gut benahm und immer elegant angezogen war.

Aus seinen Briefen kann man seine Schreibkunst und Wissen herauslesen, aber meines Wissens veröffentlichte er nie etwas.- Es ist mir klar, daß ich Bruchteile, die meine Theorie über das Altern von Familien unterstützen, betont habe, aber er scheint mir ein gutes Beispiel für den Repräsentanten einer überalterten Familie.

Um diese Übersicht über 200 Jahre zusammenzufassen, habe ich die Wittsche männliche Linie als Kontinuum behandelt. Wie früher erwähnt, weiß ich beinahe nichts über die Frauen und ihre Vorfahren. Nach einer langen Folge viehzüchtender Landbesitzer in Norderdithmarschen in Norddeutschland nahe der Dänischen Grenze,- wobei niemand sich besonders auszeichnet,- erscheint ein hochinteligenter Mann, der Familie und Heimat verläßt. Er studiert, schreibt, wird Experte in technischer Chemie, zieht in der Welt herum, und endet als Lehrer in einer der bekanntesten Anstalten höherer Bildung in der Schweiz. Sein Sohn, der früh im Leben viele intelektuelle Leistungen im gleichen Feld wie sein Vater vollbringt, erntet Anerkennung in der ganzen Welt; seine Taten überleben ihn und werden immer noch in "World Who is Who in Science" verzeichnet. In der nächsten Generation, der meines Vaters, gibt es noch die besonderen Gaben des Lehrens, Schreibens und technologischen Geschicks, aber sie werden nicht mehr zu beruflichem Erfolg verwendet.

Während ich diese Zusamnmenfassung schreibe fällt mir auf, daß meine eigenen lebenslangen Interessen und Antriebe denen meiner Vorfahren ähnlich sind. Ich habe immer gerne geschrieben, was sich in über 150 Veröffentlichungen ausdrückt, in drei Büchern, unzähligen Briefen und Manuskripten, wie z.B. diesem. Wie mein Großvater und Urgroßvater habe ich gerne an der Universität gelehrt. Ich liebe Tiere und Pflanzen und denke darüber nach, wie sie überleben und gedeihen. Ich habe auch starke Gefühle für Landbesitz und die Verantwortung dafür; Alles trotz der Tatsache, daß ich beim Heranwachsen nur wenig über die Witt Familie wußte.

Vielleicht ändert sich beim Altern einer Familie der Ehrgeiz für Erfolg in der Welt; mein Vater hatte nur wenig davon, und bei mir ist es fraglich. Den Höhepunkt hat es wohl in der Generation von Großvater Otto erreicht.- Das ist natütrlich eine enorme Vereinfachung der Geschichte; aber der Vergleich von dieser Familiengeschichte mit der abgekürzten Geschichte der Familie Mendelssohn, der Familie meiner Mutter, sollte interessant sein.

Es gibt viele Schriften über die Familie Mendelssohn, und oft kann die Linie der Vorfahren hier durch weibliche Mitglieder verfolgt werden. Zum Beispiel weiß man, daß die Mutter des Philosophen Moses Mendelssohn Sara Wahl war (sie starb am 1.April 1756), eine direkte Nachkommin des 11. Jahrhundert Philosophen aus Troyes, dem hochverehrten Rabbi Schelomo ben Isaak, genannt Raschi. Während die Wahl-Vorfahren Moses Mendelssohns ausführlich dokumentierte Jüdische Familien waren, ist sein Vater der erste in seiner Familie, von dem wir irgendetwas wissen.

Mendel (Menachem) war um 1682 in Dessau in Mitteldeutschland geboren worden, und er starb in der gleichen Stadt am 10. Mai 1766. Er arbeitete sein Leben lang für die Jüdische Gemeinde von Dessau als Sofer (Schreiber) und als Lehrer der Torah im Tempel. Man weiß, daß er sich sehr um seinen Sohn sorgte, und daß er den schwachen Moses bei schlechtem Wetter auf seiner Schulter zum Tempel trug. Nachdem der Junge mit 14 Jahren nach Berlin wegging, scheint der Vater ihn nur noch selten gesehen zu haben, und er verfolgte den Aufstieg seines Sohnes zum Ruhm nur aus der Ferne. Einige Biographen staunen über die seltene Erwähnung des Mendel durch Moses, und wie wenig sich der Sohn anstrengte, seinen Vater zu sehen.

Moses Mendelssohn war in Dessau am 6. September 1729 geboren worden. Er starb in Berlin am 4. Januar 1786. Das Datum wurde am 200. Jahrenstag gefeiert in einer bewegenden Festlichkeit für einen "Menschenfreund", bei der ich dabei war. Sein ursprünglicher Name war Moses Dessau, aber er wurde unter dem Namen bekannt, der von all seinen Nachkommen benutzt wurde: Mendelssohn.

Mehrere Biographien sind veröffentlicht worden, die erste von seinem ältesten Sohn Joseph Mendelssohn als Einleitung zu den gesammelten Werken seines Vaters. Das nächste, ein Buch von über 500 Seiten von Dr. M. Kayserling, enthält auch einen Zusatz von Briefen von und an Moses und einige seiner Notizen; es ist 1862 erschienen. Die ausführlichste Lebensbeschreibung, die in den Vereinigten Staaten von Alexander Altmann geschrieben worden ist, erschien 1973; er benützt nicht nur Moses Mendelssohns eigene Schriften, sondern auch Schriften und Berichte der Zeitgenossen, um das Portrait eines hochinteligenten, sanften aber festen Denkers der Aufklärung zu malen.

Moses Mendelssohns gesammelte Schriften sind zuerst 1843 veröffentlicht worden, und 1929 wurde zu seinem 200. Geburtstag eine viel gründlichere Sammlung begonnen; diese wurde nach 1945 fortgeführt.- Sein Beruf war bis an das Lebensende Buchhalter, seine Leidenschaft die Philosophie. Er war der Ansicht, daß es ungehörig sei, wenn man mit der Philosophie Geld verdiente.

Seine stille Beharrlichkeit wurde bereits auf seiner Reise von zu Hause nach Berlin geprüft, als er seinem verehrten Lehrer Rabbi Fraenkel folgte. Er kam spät an einem Berliner Stadttor an, das bereits für Juden geschlossen war. Müde schleppte er sich um die Stadt zu einem anderen Tor, dem letzten, das noch offen war. Als die Wache ihn fragte, warum er nach Berlin wollte, antwortete er:"Ich will lernen". Im Register kann man noch lesen, daß ein Ochse und ein Jude hereingelassen wurden.

Über seinen Tageslauf in späteren Jahren ist von Zeitgenossen berichtet worden. Er stand jeden Morgen um 4 oder 5 Uhr auf, verbrachte 3-4 Stunden mit seiner geliebten Philosophie, oft schreibend oder in Diskussion mit jungen Schülern, wobei Fragen wie die Unsterblichkeit der Seele, Masstäbe für Schönheit in der Kunst oder die Rolle der Religion im Leben erörtert wurden. Diese "Morgenstunden" bildeten den Inhalt eines seiner letzten Bücher, und Teilnehmer erinnerten sich gerne daran, unter ihnen sein ältester Sohn Joseph und die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt.

Nach diesen Morgenübungen aß er Frühstück und ging zur Arbeit im Geschäft von Bernard, dem Seidenhändler- zuerst als Buchhalter, später als Teilhaber der Firma. Wenn er nach diesen zwei vollzeitigen Beschäftigungen wieder nach Hause kam, wurde er meistens von auswärtigen Besuchern erwartet, die seine Schriften mit ihm diskutieren oder ihn einfach kennenlernen wollten. Fromet brachte Abendbrot für Mann und Besucher herein während diese ihre Diskussionen fortsetzten. Man erzählt sich, daß er wegen der schlechten Gesundheit und des Puckels lieber beim Essen hinter seinem Stuhl stand, meist nur etwas trocken Brot aß und wenig trank. Er ging früh zu Bett, nur um wenige Stunden später wieder zur Fortsetzung seines Lehrens und Schreibens aufzustehen.

1767 wurde sein Buch "Phaedon, oder über die Unsterblichkeit der Seele" veröffentlicht, was ihn wohlbekannt machte. Es bestand aus 3 Dialogen in der Art jener, die von Plato dem Sokrates zugeschrieben worden waren. Er hatte den Plan für das Buch gefaßt, nachdem er Werke von Plato in modernes Deutsch übersetzt und dabei entdeckt hatte, daß die Argumente moderne Leser nicht überzeugten. Er benutzte den gleichen Inhalt und Form, aber setzte zeitgemäße philosophische Erklärungen in die Argumente ein; diese waren überzeugend. Er war 38 Jahre alt.

Die Vorarbeiten für das Buch nahmen sieben Jahre in Anspruch, und Denker wie Diderot und Iselin waren konsultiert worden; und als es veröffentlicht war, wurde es bald ein Bestseller, selbst nach modernen Maßstäben. Zu jedermanns Überraschung war die erste Auflage in 4 Monaten ausverkauft; die zweite, dritte und vierte Ausgabe kam in schneller Folge heraus. Andere Herausgeber verkauften Sonderdrucke: Übersetzungen ins Französische, Russische und andere Europäische Sprachen erschienen. Nach Altmann kann der Erfolg mehreren Faktoren zugeschrieben werden, haupsächlich der Sprache, die sich zwischen Prosa und Poesie bewegte, und natürlich der Philosophie des Schreibers,- was gesagt wurde und die Art, wie es gesagt wurde. Exemplare des Buches erscheinen immer noch in Buchantiquariaten,- und Freunde machen mir von Zeit zu Zeit ein solches zum Geschenk.

Für viele Leser war die klare Einleitung des Buches mit Beschreibung des Lebens und der Persönlichkeit des Sokrates ein Hinweis auf Moses Mendelssohn selber; einige Schriftsteller des 18. Jahrhunderts nannten ihn deshalb den "Deutschen Sokrates".

Ich habe nur wenige Geschichten ausgewählt, die seine Persönlichkeit charakterisieren. Wohlbekannt sind seine starken Familiengefühle, seine Treue zu guten Freunden, sein Respekt für die Meinung Anderer. Man sagt auch, daß er tolerant war, aber ich bin der Ansicht, daß das nur begrenzt stimmt: er gab nie nach, wenn er glaubte das Rechte zu tun, obwohl er Allen still zuhörte und geduldig argumentierte.

So sah er keinen Grund die nun herrschende Religion in Mitteleuropa und Staatsreligion in Preussen anzunehmen. Wie sein Freund Lessing glaubte er, daß jede gute Religion Menschen "Gott und Menschen angenehm" machte. Sein jüngerer Sohn Abraham, der Vater des Komponisten, trat mit Frau und Kindern zum Christentum über, aber wie er in einem Brief an seine Tochter Fanny erklärte, war es Bequemlichkeit, die ihn bewegte. Der Brief wurde von Konvertiten im 19. und 20. Jahrhundert oft zitiert. Abraham nahm sogar einen zweiten Namen an, Bartholdy, und er riet seinen Kindern, das Mendelssohn nach und nach vom Doppelnamen fallen zu lassen; keiner tat das je.

Lavater, der Schweizerische etwas fanatische Protestant und Mystiker, verwickelte ein Mal Moses in Argumente über Religion und Übertritt. Ein populäres Gedicht der Zeit beschreibt Lavaters taktlose und anspielungsgeladene Herausforderung; und es beschreibt gut Mendelssohns Sanftheit und höfliche, aber ironische kurze Antwort:

Lavater: Ihr glaubt doch an den Vater schon,
So glaubt doch auch an seinen Sohn.
Ihr pflegt doch sonst bei Vater's Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben.

Moses M: Wie sollten wir Credit ihm geben;
Der Vater wird doch ewig leben!

Diese angeblich direkte Antwort, die Moses Mendelssohn zugeschrieben wird war etwas wie seine furchtlose aber höfliche Diskussion mit Friedrich dem Grossen, dem Preussischen König. Man muß dazu sagen, daß Moses Bleiben in Berlin von alljährlicher Erlaubnis des Königs abhing, der ihn nicht sehr bewunderte. Friedrich hatte ein Bändchen Gedichte veröffentlicht, die Mendelssohn in seiner literarischen Zeitschrift stark kritisierte. Man gab ihm ärgerlich zu verstehen, daß der König solche Kritik nicht schätzte. Moses antwortete, daß wenn ein König dichtete, er als Dichter und nicht als König beurteilt werden müßte.- Kurz danach, als die neugegründte Preussische Akademie der Wissenschaften Moses Mendelssohn einstimmig zum Mitglied wählte, verbot der absolute und "tolerante" König seine Aufnahme. Mitgliedschaft wurde nie wieder angeboten. (Bemerkung für meine Kinder: Kann ich etwas von MM's Charakter in Euch entdecken?)

Es gab genügend Freundschaften, um für die Unfreundlichkeit des Königs zu kompensieren. In den frühen Berlin-Jahren wurde Gotthold Ephraim Lessing, der Kunstkriker und Philosoph, sein Freund fürs Leben. Ein frühes Zeichen seiner Freundschaft war die heimliche Veröffentlichung von Moses' erster Schrift durch Lessing: sein schüchterner junger Freund hatte es nicht gewagt, sie dem Herausgeber zu senden.- Nikolai, selber ein Verleger und Schriftsteller, half ihm auch, und er besuchte ihn lebenslänglich und tauschte mit ihm Gedanken aus.

Natürlich weiß man viel weniger von Fromet Mendelssohn, geborene Gugenheim. Sie wird immer als würdige Genossin ihres berühmten Mannes erwähnt, obwohl sie- wenigstens in der Sprechweise- nicht zusammenpaßten. Er schrieb und sprach ein vielbewundertes, klares Deutsch, das er sich selber beigebracht hatte; und später lehrte er sich selber Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch und Hebräisch. In einem der wenigen von ihr erhaltenen Briefe schreibt sie eine ungebildete Mischung von Jiddisch und Deutsch.

Sie kann kein leichtes Leben gehabt haben: sie hatte zehn Kinder, von denen sie 6 erfolgreich aufzog- damals die übliche Überlebensrate. Zwei ihrer Töchter waren gute Schrifsteller: Henriette, die den größten Teil ihres Lebens

in Paris lebte, und Dorothea Veit-von Schlegel; beide arbeiteten eifrig für Frauenemanzipation.

Fromet verwaltete Moses' Besitz nach seinem frühen Tod, und sie bekam von Friedrch's Nachfolger das Generalschutzjudenprivileg, das ihr und ihren Kindern erlaubte, auf immer in Berlin zu leben. Als dies erreicht war existierte eine der Vorbedingungen für den Aufstieg der Familie zu Prominenz und Wohlstand.

In der männlichen Linie in den nächsten vier Generationen- Joseph (1770-1840), sein Sohn Alexander (1798-1871), Alexander's Sohn Franz (1829-1889) und Enkel Franz (1865-1935),- mein Großvater- ist ein Schema erkennbar, zusätzlich zu der Tatsache, daß sie alle in Berlin geboren waren und starben. Das Muster geht aus einer Familiengeschichte hervor, die von meinem Vetter Felix Gilbert 1975 veröffentlicht worden ist mit dem Titel "Bankiers, Künstler und Gelehrte". Wie der Titel verspricht beschreibt das Buch Bankiers, Künstler und Gelehrte der Mendelssohn Familie im neunzehnten Jahrhundert, grossenteils durch Auszüge aus ihren Briefen.

Alle vier waren von Beruf Bankiers, führten die Familienbank erfolgreich durch das 19. Jahrhundert und in das zwanzigste, bis diese von Hitler 1935 zugemacht wurde. Wohlstand und Macht der Bank führte bei Allen dazu, daß sie dem Staat halfen und hochgeehrt wurden: Hilfeleistung bei der Festsetzung der Französischen Schuld an Preussen am Ende der Napoleonischen Kriege und einer ähnlichen Schuld am Ende des Preussisch-Französischen Krieges 1870/1. Urgroßvater Franz wurde vom Deutschen Kaiser Friedrich III. geadelt, und seine Französische Frau war eine Hilfe dabei. Alle vier liebten und machten Musik, mehr als blos zum Zeitvertreib; es gab Zeiten wenn jeder von ihnen ernstlich erwog Musiker zu werden. Alle sprachen und lasen Deutsch, Französisch, Lateinisch und Griechisch. Alle waren an den Wissenschaften interessiert und unterstützten sie, von Joseph, der öfter seinem Freund und Mitschüler Alexander von Humboldt half, bis zum letzten Franz, der Mitbegründer und lebenslanger "Säckelmeister" der Kaiser Wilhelm Gesellschaft war, die später in Max Planck Gesellschaft umgetauft wurde. Während sie wie Moses Mendelssohn lebenslänglich Geschäftsleute blieben, halfen sie beim Schreiben neuer Gesetze, die den Deutschen Handel lenkten- aber sie verbrachten beinahe ebensoviel Zeit mit Kunst und Wissenschaft, die sie tief interessierten.

Es ist bemerkenswert, daß diese vielen Interessen und Tätigkeiten in der direkt folgenden Generation verschwanden.

Schließlich heirateten alle vier starke, begabte, großzügige Frauen, die ich beschreiben werde.

Der älteste Sohn von Fromet und Moses, Joseph Mendelssohn, mein Urururgroßvater, wurde 1770 geboren, nur 16 Jahre vor dem Tod seines Vaters. Man kann nur erraten, was für ein gelehrter und gebildeter Mensch er war. Alle seine Bücher wurden anonym veröffentlicht. Es gab noch so viele Beschränkungen für Juden in Preussen, daß er nicht frei einen Beruf wählen konnte. Sein Wunsch, ein Universitätsprofessor und Wissenschaftler zu werden, wurde wenigstens von seinem ältesten Sohn Benjamin erfüllt. Und zusammen gaben sie die erste Ausgabe der gesammelten Werke Moses Mendelssohns heraus. Joseph lieferte anonym die Lebensbeschreibung als Einleitung. Ich entdeckte vor Kurzem, daß ein Buch über Dante und die Italienischen Dichter seiner Zeit, eines von Josephs anonymen Werken war; es wurde in Italien veröffentlicht. Es mag mehr geben.

1793 heiratete Joseph Henriette Meyer, Tochter des Hoffaktors des Herzogs von Mecklenburg.- Ein Hoffaktor lebte so glänzend wie ein Herzog, aber hatte keinerlei Privilegien.- Henriettes Bruder heiratete Josephs Schwester Recha; Recha wurde eine Tante des Komponisten Giacomo Meyerbeer.

Die Verteidiger von Frauenrechten und von der Gleichberechtigung der Juden fanden Unterstützung bei Henriette (oder Hinni, wie sie im Allgemeinen genannt wurde), und bei ihren Freunden und Verwandten: Henriette Herz und Dorothea von Schlegel. Zu Hause war sie, wie aus ihren Briefen hervorgeht, eine Friedensstifterin im Zentrum der schnell wachsenden Mendelssohn Familie.

Ihre Briefe lassen eine tüchtige, lebhafte und hochgebildete Frau erkennen. Es ist nicht erstaunlich, daß ihre Nichten und Neffen diese herzliche Person liebten. In einem Brief erscheint sie etwas kritisch über ihren Schwager Abraham und seine Frau Lea, wegen ihrer musikalischen Anbende, gesellschaftlichen Ambitionen und ihrem Übertritt zur evangelischen Kirche. Aber sie besteht darauf, daß sie dort regelmässig Besuch machen, denn Brüder sollen sich nahe bleiben. Als sie das schrieb konnte sie nicht wissen, daß ihr Sohn Alexander in die gleiche Atmosphäre von Reichtum und Ehrgeiz hineinheiraten würde; er heiratete Lea's Nichte, eine Enkelin des steinreichen und mächtigen Daniel Itzig aus Berlin.

Wie sein Vater hatte Joseph mehrere gute, lebenslange Freunde; am längsten dauerte die Freundschaft mit Alexander von Humboldt, dem Naturwissenschaftler, Geographen und Weltreisenden. Sie hatten als Jungen zusammen studiert. Eine oft erzählte Geschichte ist die von Humboldt's Schwierigkeiten, als das Haus, in dem seine Wohnung lag, verkauft wurde. Humboldt und seine Sammlungen, die mehrere Räume von Decke bis Fussboden füllten, sollten ausziehen. Humboldt glaubte, daß er zum Umziehen zu alt war. So kaufte Joseph schnell heimlich das Haus, sodaß Alexander dort für den Rest seines Lebens wohnenbleiben konnte.

Tatsächlich überlebte Alexander Joseph und blieb ein guter Freund seiner Witwe Hinni. Man kann Beschreibungen lesen, wo das alte Pärchen sich gegenseitig unterstützte, wenn sie zum Diner im Königspalast hineingingen.

Die Geschichte vom Kauf des Hauses zeigt den beginnenden Wohlstand der Familie. Ein anderes Zeichen war der Ankauf 1819 der Weinberge und des Hauses von Horchheim am Rhein. Dort waren Felix Mendelssohn Bartholdy, Clara Schumann und viele andere Zeitgenossen häufige Besucher. Zweifellos lernte man dort etwas über die Traubenernte; ein wichtiger Teil des Briefwechsels zwischen Joseph und Hinni drehte sich darum. In einem Brief ermahnt sie ihren Mann, im Herbst zur Bank in Berlin zurückzukehren, obwohl sie Verständnis dafür hatte, daß er im Alter lieber für die Ernte in Horchheim bleiben wollte.

Joseph und Hinni's zweiter Sohn ist mein Ururgroßvater (zwei Mal, da zwei seiner Enkelkinder meine Großeltern wurden) Alexander Mendelssohn, der von 1798 bis 1871 lebte. Sein älterer Bruder Benni hatte den Traum seines Vaters erfüllt und war Geschichtsprofessor und Geograph an der Bonner Universität geworden, nicht ohne Schwierigkeiten; er war verheiratet, aber hatte keine Kinder. Der jüngere Bruder übernahm die Familienbank, zu der später sein Vetter ersten Grades Paul Mendelssohn Bartholdy dazukam, der jüngere Bruder des Komponisten.

Alexander brachte die Bank Mendelssohn & Co. zu grosser Blüte und Bedeutung. Er half der wackeligen Preussischen Regierung zu finanzieller Erholung, und er war ein Vorkämpfer der guten wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland. Er begann die Placierung Russischer Anleihen in Westeuropa, half in der Finanzierung der Transsibirischen Eisenbahn, und war ein Vorkämpfer guter Deutsch-Russischer Wirtschaftsbeziehungen, die bis zur Russischen Revolution 1917 bestanden. Andenken an seine Russlandreisen standen im Haus herum als ich ein Kind war: Russische Halbedelsteine, Ostereier und ein Achatkästchen mit Rubinen-und-Gold-Schloß. Bei seinem Tode, als die Verwaltung seinem Sohn Franz und seinem Neffen übertragen wurde, war die Bank eine der bedeutendsten Privatbanken in Mitteleuropa geworden.

Es ist dokumentiert, daß er soziale Sorgen hatte und die Rolle des Staates in deren Verbesserung überdachte. Nach der Revolution 1848, zum Beispiel, unterstützte er den Bau von Wohnungen mit niedriger Miete in Berlin, etwas was wir heute wieder tuen. Man weiss auch, daß er die Berufslaufbahn Jüdischer Wissenschaftler förderte.

Seine Frau war Marianne, geborene Seeligmann; eine ihrer Tanten war die Frau von Alexanders Onkel Abraham. Eine andere Tante war die Frau von Moses Mendelssohns jüngstem Sohn Nathan. Marianne war somit mehr als ein Mal mit der Familie ihres Mannes verwandt. Beide traten nie zum Christentum über. Wie die übrige Familie waren sie in die Gesellschaft eingegliedert- alle ihre 8 Kinder verheirateten sich mit Männern aus bedeutenden Familien- aber zum Unterschied von ihren Verwandten schlossen sie sich nie der überwiegenden Religion an.

Mit ihrer Familie von 8 Kindern und 35 Enkeln waren sie der Mittelpunkt einer noch grösseren Mendelssohn Familie im 19. Jahrhundert. Alexander wurde auch "der Patriarch" genannt. Dieser Titel zeigt ein Gefühl von Distanz bezüglich Zeit und Zugänglichkeit, aber er ist weniger entfernt wenn wir bedenken, daß er der Großater von zwei meiner Großeltern ist. Ich lernte ihn gewissermassen durch sie kennen. Sie kannten ihn gut, lebten in Berlin genügend nahe um mit ihren Großeltern jede Woche ein Mal Abendbrot zu essen.

Die Kinder assen gemäß einem festen Plan bei ihnen. Man sieht die Familie typisch zusammen auf einer Photographie aus Horchheim vom 18. Juni 1865, vor dem Sommerhaus am Rhein. Alexander und Marianne sitzen zusammen mit seinem Bruder und dessen Frau, umgeben von Familie und Freunden, um einen Tisch vor einem einfachen, langen, zweistöckigen Haus. Es gab natürlich viele andere Familienbesucher; Briefe berichten von Diskussionen mit Vetter Felix über seine neuesten Kompositionen.

Während der Sommer in Horchheim war die Nachbarin Mariannes die Königin, spätere Kaiserin Augusta. Sie schickten sich gegenseitig viele Notizen. Sie hatten gemeinsame Interessen, besonders was Wohltätigkeit anbetrifft.

Marianne gründete das Mariannenstift für langgediente Angestellte und Dienstboten der Familie. Beinahe ein Jahrhundert später gab es das immernoch; meine Großmutter Marie von Mendelssohn besuchte die Bewohner regelmäßig und aß mit ihnen. 1935 schloß Hitler ohne rechtlichen Grund das Heim und nahm die Stiftung in Besitz. Man fragt sich ob die Beamten von ihm dabei beobachteten, was ich im Spaß immer behauptet hatte, daß dort unsere Familienbilder den Platz von Heiligenbildern an der Wand einnahmen. Sie hätten zwei Portraits von Marianne gefunden: eines als elegante junge Frau mit Biedermeier Frisur, das andere als würdige alte Dame.

Auf den Portraits sieht man kaum eine interessante Besonderheit Mariannes: sie besaß sehr viel Schmuck. Nach einer Schätzung von mir, die auf den mir bekannten Stücken beruht, hinterließ sie 50 oder mehr Schmuckstücke für ihre Nachkommen. Beinahe wir alle, 4 Generationen und über ein Jahrhundert später, haben etwas geerbt: eine Haarnadel, Kette oder Ring, meist tiefgrüne Smaragden in Gold gefaßt und von Diamanten umgeben. Nichts deutet darauf hin, daß ihr dies sehr wichtig war, und man kann sich über die Gründe nur Gedanken machen.

Alexander und Marianne Mendelssohn, zusammen mit Caroline Westphal (geborene Heine) sind meine Urgroßeltern, die mir viel Sorge in Nazizeiten machten. Wenn man Alexander und Marianne doppelt rechnet- (hatte ich drei oder 5 Jüdische Urgroßeltern?), passte ich in keine Klassifizierung. Die gesetzlichen Definitionen von Mischlingen ersten, zweiten oder n-ten Grades passten nicht auf mich, und ich war nicht arisch. Meine Einstufung befreite mich nicht vom Militärdienst, aber ich konnte dort nicht Offizier werden. Ungefähr die einzige Einschränkung, die mir das brachte, war, daß ich in keine Offiziersclubs hineingelassen wurde; dies war kein grosser Verlust. Andererseits waren nach Ende des Krieges meine Jüdischen Urgroßeltern ein besonderer Vorteil: ihr Vorhandensein in meinem Stammbaum enthob mich aller Mitmacherverdächte, und ich wurde schleunigst "denazifiziert". Heutzutage scheinen diese Einteilungen und ihre Veränderungen von einem Tag zum Anderen komisch; aber damals konnten sie den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten.

Franz von Mendelssohn (1829-1889), mein Urgroßvater, war das fünfte Kind Alexander und Mariannes. Er wurde Chef der Familienbank nach dem frühen Tod seines älteren Bruders Adolph 1851. Eine jetzt fremd erscheinende Sitte, aber häufig in alten Stammbäumen zu finden, war die Heirat eines jüngeren Bruders mit der Witwe des Älteren. Dies fand hier statt: Franz heiratete die Witwe seines Bruders Enole.

Franz und sein Vetter Ernst von Mendelssohn-Bartholdy (1846-1909) führten das Familiengeschäft zu immer weiterer Blüte und Macht. Wegen seines Ansehens in der finanziellen Welt, aber auch wegen seiner Französischen Frau, spielte er eine entscheidende Vermittlerrolle in der Festlegung der Französischen Kriegsschuld an Deutschland nach dem 1870/1 Krieg. Kurz darauf, 1888, nur ein Jahrhundert nachdem Moses Mendelssohns Nachkommen endlich die dauernde Aufenthaltserlaubnis in Preussen bekommen hatten, wurde er von Kaiser Friedrich III. geadelt. In einer erhaltenen Korrespondenz zwischen Franz und dem Minister des Kaisers (Franz von Rottenburg) wurde Franz genötigt doch endlich die Ehre anzunehmen. Der Kaiser lag im Sterben, und diese Nobilitierung war sein besonderer Wunsch.

Seine Briefe zeigen einen warmherzigen und inteligenten Menschen, der in der Literatur seiner Zeit wohlbelesen ist. In einem seiner Briefe rät er im Spaß, daß seine Frau Enole einen modernen Französischen Dichter gerne lesen würde, weil sie Französische Dichtung so liebt, aber daß sie ihre Meinung wohl ändern würde, wenn sie ihn gelesen und getroffen hat. Er kaufte moderne Französische Bilder wie Courbet und Daubigny. Er war lebenslänglich Protestant.

Die Familie seiner Frau Marie-Antoinette Enole von Mendelssohn, geborene Biarnez, hatte seit vielen Generationen in Bordeaux Wein gezüchtet und verkauft; Ihr Vater, Pierre Biarnez, hatte "Les Grands Vins de Bordeaux" geschrieben, eine grundlegende Übersicht der Weine des frühen 19. Jahrhunderts. Enole war 1827 geboren worden und starb 1889, im gleichen Jahr wie ihr Gatte Franz. Sie war katholisch in einer katholischen Familie getauft worden.

Es gibt eine interessante Geschichte über den Namen Enole. Viele meiner Tanten, Cousinen, meine jüngere Schwester, eine Großnichte waren nach ihr Enole genannt worden. Als ich 1933 den Taufschein meiner Urgroßmutter von der katholischen Kirche in Bordeaux beschaffen mußte, erschien ihr Vorname darauf nur als Marie-Antoinette. Das Geheimnis wurde von einer Bekannten mit Baskischem Lexikon gelöst: Enole heißt einfach "Kleines Mädchen". Wahrscheinlich rief die Bordeaux Familie sie so, und die Deutschen Verwandten nahmen an, daß es ihr Name war.

Sie ist mir nicht nur aus Briefen vertraut, sondern auch von Photographien, Portraits und von Gegenständen, die sie besessen hatte. In Photographien sieht man sie häufig am Clavier sitzen; ihr älterer Sohn Robert spielt das Cello, ihr jüngerer Sohn Franz die Geige. Wir haben auch einige gedruckte Noten zum Trio-Spielen, die in dunkles Leder gebunden sind und ihre Initialen tragen.

In der Copie eines Gemäldes von einem Schüler Ingres sitzt sie als Kind auf dem Schoß ihrer Mutter Emma; dies Portrait hängt jetzt in unserem Wohnzimmer in Amerika. Ein besonders schönes Portrait von ihr als Erwachsene hing im Musikzimmer meiner Großeltern. Es gibt eine Photographie meiner Mutter, wo sie ein Kleid wie auf dem Bild trägt,- zu einer Kostümgesellschaft in Berlin,- und wo meine Mutter wie ihre Vorfahrin aussieht.

Ihre Harfe stand in unserem Musikzimmer als ich ein Kind war; sie wurde im 2. Weltkrieg zerstört. Eine Porzellan Waschschüssel, auf der sie grosse Blumen gemalt hatte, war ihrem Sohn, meinem Großvater, lebenslänglich besonders lieb und wert.

Seine Briefe zeigen einen warmherzigen und inteligenten Menschen, der in der Literatur seiner Zeit wohlbelesen ist. In einem seiner Briefe rät er im Spaß, daß seine Frau Enole einen modernen Französischen Dichter gerne lesen würde, weil sie Französische Dichtung so liebt, aber daß sie ihre Meinung wohl ändern würde, wenn sie ihn gelesen und getroffen hat. Er kaufte moderne Französische Bilder wie Courbet und Daubigny. Er war lebenslänglich Protestant.

Die Familie seiner Frau Marie-Antoinette Enole von Mendelssohn, geborene Biarnez, hatte seit vielen Generationen in Bordeaux Wein gezüchtet und verkauft; Ihr Vater, Pierre Biarnez, hatte "Les Grands Vins de Bordeaux" geschrieben, eine grundlegende Übersicht der Weine des frühen 19. Jahrhunderts. Enole war 1827 geboren worden und starb 1889, im gleichen Jahr wie ihr Gatte Franz. Sie war katholisch in einer katholischen Familie getauft worden.

Es gibt eine interessante Geschichte über den Namen Enole. Viele meiner Tanten, Cousinen, meine jüngere Schwester, eine Großnichte waren nach ihr Enole genannt worden. Als ich 1933 den Taufschein meiner Urgroßmutter von der katholischen Kirche in Bordeaux beschaffen mußte, erschien ihr Vorname darauf nur als Marie-Antoinette. Das Geheimnis wurde von einer Bekannten mit Baskischem Lexikon gelöst: Enole heißt einfach "Kleines Mädchen". Wahrscheinlich rief die Bordeaux Familie sie so, und die Deutschen Verwandten nahmen an, daß es ihr Name war.

Sie ist mir nicht nur aus Briefen vertraut, sondern auch von Photographien, Portraits und von Gegenständen, die sie besessen hatte. In Photographien sieht man sie häufig am Clavier sitzen; ihr älterer Sohn Robert spielt das Cello, ihr jüngerer Sohn Franz die Geige. Wir haben auch einige gedruckte Noten zum Trio-Spielen, die in dunkles Leder gebunden sind und ihre Initialen tragen.

In der Copie eines Gemäldes von einem Schüler Ingres sitzt sie als Kind auf dem Schoß ihrer Mutter Emma; dies Portrait hängt jetzt in unserem Wohnzimmer in Amerika. Ein besonders schönes Portrait von ihr als Erwachsene hing im Musikzimmer meiner Großeltern. Es gibt eine Photographie meiner Mutter, wo sie ein Kleid wie auf dem Bild trägt,- zu einer Kostümgesellschaft in Berlin,- und wo meine Mutter wie ihre Vorfahrin aussieht.

Ihre Harfe stand in unserem Musikzimmer als ich ein Kind war; sie wurde im 2. Weltkrieg zerstört. Eine Porzellan Waschschüssel, auf der sie grosse Blumen gemalt hatte, war ihrem Sohn, meinem Großvater, lebenslänglich besonders lieb und wert.

Enole brachte zwei Schlösser in die Familie. Die Französische Regierung beschlagnahmte beide als Deutschen Besitz nach dem Ersten Weltkrieg. Glücklicherweise hatte mein Großvater so viel vorrätig, daß nach meiner Erinnerung unser Wein im Grunewald noch bis in die Dreissiger Jahre serviert wurde. Das kleinere Schloß Anice war so mit Blumen umgeben, daß man sagte im Sommer seien die Blumen höher als das Dach des Hauses. Desmirail aus dem 14. Jahrhundert war grösser. Mein Bruder besuchte es während dem 2. Weltkrieg und fand, daß man sich an Enole und ihre Familie mehr als 60 Jahre nach ihrem Wegzug noch erinnerte.

In ihrer Bibliothek gab es Französische, Griechische, Lateinische und Deutsche Bücher,-kleine Bändchen, die sie abends im Bett zu lesen pflegte. Dies war die strahlende Person, die so viel in die Mendelssohn Familie brachte, einschließlich einigen Wesenszügen, die in späteren Generationen noch vorkommen.

Franz war auch ein warmherziger und kluger Mensch. In der Politik war er ein Vermittler. Im Gegensatz zu seinem konservativen Vetter Ernst war er ein Liberaler.

In Briefen an seine Vettern erörtert er die Sammlung von Informationen über Moses Mendelssohn und seine Nachkommen, sodaß ein Stammbaum verzeichnet werden kann. Dies zeigt den Beginn eines Sinnes für Familiengeschichte, aber man gab es auf bis zur übernächsten Generation, als, wie ich schon berichtet habe, schließlich eine solche Liste aufgestellt wurde.

Ein anderer Diskussionsgegenstand der Mendelssohn Vettern war die Herausgabe der Briefe von Felix Mendelssohn Bartholdy. Man war sich uneinig über die Auswahlmasstäbe für die Briefe. Sie hätten Moses Mendelssohns Ansichten über die Verwaltung der Hinterlassenschaften grosser Männer lesen sollen; er verwaltete Lessings Nachlaß. Er glaubte, daß es einer späteren Generation nicht geziemte, die Erinnerungen durch Auswahl zu formen,- oder zu interpretieren wie der grosse Mann hätte sein sollen.

Da ich meinem Großvater Franz von Mendelssohn so nahe war, konnte ich ihn von verschiedenen Seiten sehen, als ob er mehr als eine Person war. Bis er in meinem 17. Lebensjahr starb, sah ich ihn durchschnittlich etwa 3 Mal die Woche, und Ausstrahlungen seiner Person umgaben mich ständig,- vielleicht etwas zu viel. Ich erblickte sein grosses Haus von meinem Schlafzimmerfenster, ich las oft über ihn in Zeitungen und Zeitschriften, ich überhörte wie Leute über ihn sprachen. Meine Erziehung spiegelte seine Vor= und Nachlieben wieder.

Marie und Franz von Mendelssohn mit Töchtern Evelé + Emma (vorne) und anderen Verwandten in Hordiehnen, späte 1890er Jahre.

Er war 1865 im alten Familienhaus in der Jägerstrasse mitten in Berlin geboren worden, und er starb 1935 in Berlin-Grunewald, in dem Hause, das er kurz nach seiner Heirat gebaut hatte. Sein Leben wurde weitgehend durch den Tod beider Eltern im gleichen Jahr beeinflußt, als er ein junger Zwanziger war. Im März des Jahres hatte er seine Cousine ersten Grades Marie Westphal geheiratet, die Tochter seiner Tante Clara, geborene Mendelssohn. Meine Großmutter erzählte, wie er nach Thun in der Schweiz gekommen war um seinen Antrag zu machen. Er hatte gerade sein Rechtsstudium in Berlin beendet, nachdem er den Militärdienst in zwei der elegantesten Regimenter der Kaiserlichen Armee beendet hatte, den Bonner Husaren (nahe Horchheim) und den Fürstenwalder Ulanen (nahe Berlin). Sie muß seinen Antrag angenommen haben, denn es war der Beginn einer langen und harmonischen Ehe.

Erst zusammen mit seinem älteren Bruder Robert, der angeblich der Unternehmendere der beiden war, dann alleine leitete er die Familienbank von 1889 bis 1935. Er war erst Direktor, dann Seniorchef; und ich glaube, daß er sehr richtunggebend war.

In einer Biographie, die zu seinem 50. Todestage veröffentlicht wurde, erscheint eine lange Aufzählung seiner Ämter, Ehren, Orden usw. Ich nenne nur einige: ausser Chef einer der größten internationalen Privatbanken Europas, war er ein lebenslängliches Mitglied des Preussischen Herrenhauses, einer Einrichtung, die etwas dem Britischen Oberhaus ähnelt. Er war Mitglied des Reichswirtschaftsrates und des Generalrats der Reichsbank. Er war Präsident der Verwaltung des Holländisch-Deutschen Finanzvertrages. Er war der erste Deutsche, der zum Präsidenten der Internationalen Handelskammer gewählt wurde. Seine Rede zur Annahme des Amtes war die erste direkte Radioübertragung von Europa nach Amerika. Sein Arzt hatte ihm abgeraten, die Reise nach New York zu unternehmen. Er war Präsident des Deutschen Industrie und Handelstages. Er war Mitbegründer und Schatzmeister der Kaiser Wilhelm Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, die später in Max Planck Gesellschaft umgenannt wurde. Durch dieses Amt lernten wir Kinder viele seiner Bekannten kennen: Max Planck, Albert Einstein, Haber, von Harnack und Andere, deren Hände ich, wie ich mich erinnere, als Junge schüttelte.

Während solche Aufzählungen von einem starken öffentlichen und privaten Pflichtgefühl zeugen, werfen sie wenig Licht auf die komplexe Persönlichkeit, und ich finde, daß sie nicht allein das Bild prägen sollten, das ihn überlebt.

Ich habe immer meine Bedenken beim Lesen solcher Biographien gehabt. Es gab seine sozialen und künstlerischen Interessen, zum Beispiel. Wohltätige Institutionen wie der Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung waren ihm wichtig.

Er unterstützte viele jungen Künstler. In den Erinnerungen von Arthur Ruibinstein las ich vor Kurzem, daß als er als junger Pianist im Nachkriegsdeutschland der 1920iger Jahre ankam, er zuerst von den Mendelssohns unterstützt wurde.- Gegen Ende des Lebens war mein Großvater damit beschäftigt, Jüdischen Musikern bei der Auswanderung zu helfen. Ich erinnere mich an ein Konzert im großen Saal meiner Großeltern: man hatte mich gebeten mit meiner Großmutter am Eingang zu stehen und die Gäste zu begrüssen. Das Konzert war veranstaltet, um Gelder für die Auswanderung von Musikern nach Palästina zu sammeln. Albert Einstein spielte etwas schrill aber begeistert die Geige.

Die Liebe zur Musik und für Musiker kam bei meinem Großvater vom Herzen; es bedeutete die Fortsetzung der Musik, die er mit seiner Mutter und seinem Bruder zusammen gemacht hatte. Er spielte seine Stradivarius Geige in einer Kammermusikgruppe, die sich regelmäßig in seinem Haus traf, oder früher mit seinem Freund Joseph Joachim. So lange ich zurück denken kann, wurde ein bis zwei Mal die Woche Musik gemacht. Das endete nach dem Schlaganfall meines Großvaters 1934.

Dann waren die Malerei und Bildhauerei. In Paris hatten meine Großeltern Ende des 19. Jahrhunderts einige besonders schöne Bilder von van Gogh, Cezanne, Manet und Anderen gekauft. Als sie über 60 Jahre alt waren, reisten sie wieder nach Paris, und zu meinem Erstaunen kamen sie mit einem Braque Stilleben und einer rosa Mutter mit Kind von Picasso zurück. Zu der Zeit waren viele Leute nur aus Höflichkeit bereit nicht zu lachen, wenn sie diese "modernen" Bilder in den altmodischen Zimmern der Mendelssohns sahen; nur Wenige, darunter besonders meine Mutter, bewunderten das was von Paris mitgebracht worden war. Selbstverständlich waren diese Bilder Jahre später ein wertvoller Teil von Franz' Nachlaß, als sein einziger Sohn Alles verkaufte.

Er versuchte eine Seite seines Lebens zu verbergen, nämlich seinen großen Reichtum. Es gibt verschiedene Schätzungen seines Besitzes. Ein Buch, was von Berliner Millionären des frühen 20. Jahrhunderts handelt, findet ihn als einen der wohlhabendsten Männer der Stadt, mit einem geschätzten Jahreseinkommen von über 1,5 Millionen Reichsmark. Nach seinem Tod nach der Depression setzt eine Schätzung seinen Besitz als nahe 900 Millionen Reichsmark fest. Diese Zahlen sind wohl kaum genau, aber sie zeigen die Grösse des Besitzes, der vorhanden war.

Sein älterer Bruder hatte ungefähr das gleiche Vermögen, und sechs seiner Vettern müssen auch als wohlhabend angesehen werden; aber in Zeitungsartikeln wurde nur er der "Nabob" genannt. Er hatte den meisten Besitz von seinen Eltern geerbt, und ich glaube, daß es ihn etwas genierte.

Seine Verlegenheit war an etwas zu erkennen, das ich umgekehrten Snobismus nenne. Die Bureaux der Direktoren der Familienbank waren alle reich ausgestattet mit wertvollen Gemälden und Wandteppichen, aber am Ende der Halle, die die Direktorenbureaux enthielt, war das Zimmer des Seniorchefs. Dies war ein kleiner Raum, der in meiner Erinnerung nur einen einfachen Schreibtisch und einige harte Stühle enthielt; an den Wänden hingen nur einige Stiche von Altberlin.

Ich bin überzeugt, daß er lebenslang menschliche Güte und Schönheit in der Kunst höher als Wohlstand und Macht bewertete. Dies war keine Heuchelei, wie man bei jemand von solchem Reichtum vermuten könnte; und ich glaube, daß wenn er- und ich sah es in meiner Großmutter- unter sehr reduzierten Umständen gelebt hätte, würde er weder etwas von seiner Würde noch die Freude am Leben verloren haben. Es ist mir wichtig, dies zu schreiben, denn einige Leute, die erst später zu meiner Familie gestossen sind, haben aus unvollständigem Wissen über uns im frühen 20. Jahrhundert rückwärts ein Bild von nichts als Pracht und Herrlichkeit konstruiert; das, glaube ich, ist verkehrt.

Niemals sah ich meinen Großvater wütend; aber meine Mutter, seine älteste Tochter, konnte sich an eine Begenbenheit erinnern, wo sie es gesehen hatte. Das war als seine vier Töchter im Spiel ihren jüngeren Bruder Robi in eine Schublade eingeschlossen und ihn vergessen hatten. Als mein Großvater erfuhr, daß sein einziger Sohn in wirklicher Lebensgefahr gewesen war, wurde er sehr böse.- Es war wohl eine seiner Schwächen, daß er fest glaubte, daß die Bank einer weiteren Generation männlicher Mendelssohns übergeben werden mußte. Seine vier verheiratheten Töchter und deren Nachkommen wurden niemals in Betracht gezogen.

Unglücklicher Weise war diese Hoffnung in einen Sohn gesetzt, der nie eine Neigung zum Bankgewerbe zeigte oder sonst für irgendeine seriöse berufliche Beschäftigung. Nur ein Mal sah ich meinen Onkel Robert bei Besuchen, die ich der Bank abstattete. Er war damals bereits einer der "Direktoren". Er zeigte mir einige Spielboote, die er in einem Schrank seines Bureaux versteckt hatte; sie wurden zum Schwimmen in seinem Waschbassin herausgenommen. Dies charakterisiert gewissermassen seine Banklaufbahn.

Es war wohl die Tragödie im Leben Franz von Mendelssohns, daß er keinen geeigneten Nachfolger für das Familiengeschäft fand. Wie reich und erfolgreich er auch in seinem Leben war, wie viele Freundschaften und Schönheit er erlebte, mußte er doch erkennen, daß eine Tradition mit ihm

enden würde. Nach meiner These war dies ein Zeichen des Alterns der Familie.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde im Auftrage meines Onkels Robert eine Holzbank in Sankt Georgehof gebaut, an einer Stelle, wo man ruhen und einen weiten Rundblick geniessen konnte. Wir jüngeren Leute machten den Witz, daß dies die einzige Bank sei, die Onkel Robi je gemanaged hätte.

Ein Mal stellte ich Onkel Robi einem Frankfurter Bankier vor, dessen Tochter mit mir in der Schule gewesen war. Sie sollten die Möglichkeit einer Wiedereröffnung der Bank Mendelssohn nach dem Krieg besprechen. Als ich später den Vater meiner Freundin über den Besuch ausfragte, erzählte er mir, daß er einen ungewöhnlich netten Menschen getroffen habe, den er gerne als Freund hätte, aber unter keinen Umständen wollte er mit ihm Geschäftsbeziehungen haben.

Wie bereits erzählt, war Marie Westphal mit ihren Eltern in den Ferien in Thun in der Schweiz, als ihr Vetter Franz von Mendelssohn ankam und um ihre Hand bat. Sie war die Tochter der Schwester seines Vaters, Clara (1840-1927). Ich erinnere mich an Clara als eine sehr alte Dame, die unter dem Namen "Urchen" noch sehr feurig Klavier spielte; und wir spielten mit ihr "Tip", ein Spiel das ich nie woanders angetroffen habe. Marie und Franz lebten 46 Jahre zusammen, hatten 5 Kinder und 20 Enkel; sie überlebte ihn für 22 Jahre.

Marie war 1867 in Berlin geboren worden, und sie wuchs mit 3 Brüdern und 3 Schwestern in der Mitte der Stadt heran, wo ihr Vater Direktor und Professor für Neurologie und Psychiatrie an der Charite, dem Spital der Universität Berlin, war. Sie starb 1957 auf dem Hof meiner Mutter, Sankt Georgenhof, wo viele meiner Verwandten gegen Ende des Krieges Zuflucht gefunden hatten.

Ich erinnere mich an sie als eine warmherzige Großmutter, die uns immer bei jeder Gelegenheit die interessantesten Geschenke machte, und die viel Humor hatte. Ein Mal im Jahr 1927, als sie im Begriff war zum Diner bei Präsident von Hindenburg zu gehen, erzählte sie uns, daß sie neben einem Afrikanischen König sitzen würde, der als Junge noch Kannibale gewesen war, und der tatsächlich noch Menschen gefressen hatte. Wir ermahnten sie vorsichtig zu sein, besonders aufzupassen, daß ihre Hand seinem Mund nicht zu nahe käme. Wir sahen nie die formelle Seite von ihr, die bei diesen Staatsempfängen bei Kaisern und Präsidenten hervorkam, wenn sie ihre Diamantentiara und das große Smaragdhalsband trug.

Sie verlor nie den Humor, trotz grosser Veränderungen, die in ihrem Leben passierten. Man muß nur ihr Leben als Gastgeberin für 100 Leute zum Diner in ihrem Grunewalder Haus und ihr Leben wenige Jahre später in einem Wohn-Schlafzimmer in Schweden vergleichen,- eine Geschichte, die ich sogleich erzählen werde.

Als junges Mädchen hatte sie Kochstunden gehabt, die für Mädchen aus gutem Hause in Berlin arrangiert waren. Sie erzählte uns, daß die Schülerinnen nie eine Löffel oder Topf berühren durften- sie sollten nur über die Schulter der Lehrerin schauen, während das Gericht zubereitet wurde. Dies kam ihr später zu Gute, als sie nach der Hochzeit in das grosse Haus ihrer Onkel und Tante in Berlin zog.Als sie ihre ersten Anordnungen für das Abendessen gab, sagte die alte Familienköchin:"Das rührt der Herr nicht an!" Die Köchin kannte ihren Mann besser als sie.

Neben ihrem Humor hatte sie eine pedantische Ader. Es zeigte sich in ihrem Haushalten, wo sie zwei grosse Häuser in Grunewald und im Sommer in Rinbdbach am Traunsee in Österreich verwaltete. Servietten, Serviettenringe und Handtücher waren numeriert, und sie wurden ausgegeben und zurückgenommen, während Gäste kamen und abfuhren. Ich besitze noch einige dieser numerierten Gegenstände.

Mit der Zeit übersah sie einen Stab von mehr als 20 Hausangestellten. Dies tat sie bis sie beinahe 70 Jahre alt war. Nach dem Tod ihres Mannes lebte sie eine Weile im grossen Sommerhaus in Rindbach, bis der Österreichische Gauleiter entschied, daß sie jüdisch sei und sie als Geburtstagsgeschenk für Hitler auswies.

Dann blieb sie kurze Zeit in Sankt Georgenhof, bis ihr Sohn, um ihre Sicherheit besorgt, sie heimlich nach Schweden brachte. Dort hatte sie ein Zimnmer im Haus der früheren Turnlehrerin ihrer Kinder, Frau Bernhard. Sie traf sich öfters mit zwei ihrer Cousinen, eine, die einen Kammerherrn des Schwedischen Königs geheiratet hatte, die andere, die vom König aus Theresienstadt herübergebracht worden war. Als der Krieg vorbei war flog sie nach Paris, wo ein hoher Französischer Beamter sie erkannte: sie hatte ihm geholfen, als er in den 20er Jahren in Berlin stationiert war. Er gab ihr eines der ersten Visa, die ein Deutscher für die Rückkehr nach Deutschland nach dem Krieg erhielt.

So erhielten wir im Herbst 1945 einen Anruf, daß Omama an der Deutsch/Schweizerischen Grenze eingetroffen sei und abgeholt werden wollte. Sie war aus der Verbannung zurückgekehrt. Typischer Weise hatte sie für jedes Enkelkind ein Geschenk mitgebracht.

In Sankt Georgenhof hatte sie ein kleines Zimmerchen, wo einige von uns jeden Tag zum Tee eingeladen wurden. Wenn der Tee vorbei war, stand sie auf und wusch alle Tassen und Teller. Es war sehr verschieden von den grossen Diners ihres früheren Lebens; es ist aufschlußreich, daß Omama, als sie zur Taufe ihres 25. Enkelkindes Elise in unser winziges Haus in der Schweiz kam, sagte, daß dies das gemütliche, kleine Haus wäre, von dem sie immer geträumt hatte.

Elises Taufe, Bern – Bümpliz 1953. V.links nach rechts:
Emma Witt, Peter + Inge Witt, Marie von Mendelssohn;
Baby Elise Marie im Vordergrund.

Zu ihrem 80. Geburtstag 1947, nur kurze Zeit nach ihrer Rückkehr von Schweden nach Sankt Georgenhof, führten wir ein Stück in der grossen Tradition der alljährlichen Geburtstagsaufführungen in Grunewald auf. Der 4. November war in Grunewald immer ein besonderer Tag, für den wir ausführliche Vorbereitungen trafen. Der Oberelektriker, Herr van der Straate, baute die Bühne im grossen Saal auf, wobei er Türen und Fenster speziell für jedes Stück hineinschnitt; die Stücke waren meistens von meiner Tante, Baronin Enole Haimberger, geschrieben. Jedes Kind hatte eine Rolle. Diese jährliche Zeremonie war durch den Tod meines Großvaters und durch Hitler, Ausweisung und Krieg unterbrochen worden.- Es scheint mir beachtlich, daß 1988, so viele Jahre später, meine Schwester, Vetter Robi Bohnke und Andere sich immer noch zu Omamas Geburtstag gratulieren.

So war diese 1947 Wiederbelebung ein besonderer Anlaß für uns "Kinder", die jetzt in unseren Zwanzigern waren. Für mich war es sogar spezieller, weil meine damalige Braut Inge Feiler dabei war, um als neues Familienmitglied bei den alten Sitten mitzumachen.

Dies Mal war die Hauptfigur Charles-of-the-Ritz, der Besitzer eines Schönheitssalons in New York. Er verzweifelte an den faltigen Häuten der alten New Yorker Damen, bis er eines Tages hörte, daß auf dem Lande in Süddeutschland eine 80 Jahre alte Dame lebte, die die weichste, glatteste und jungaussehendste Haut möglich hatte. Er flog sogleich dorthin, um Marie von Mendelssohn nach dem Geheimnis ihrer Haut zu fragen. In einem grossen Schlußakt sangen wir Alle das Lob des gesunden Lebens auf dem Lande, mit gutem Essen und umgeben von Familie- das Geheimnis, das sie jung erhalten hatte.

Damals war uns nicht klar, daß das eine Zeitperiode beendete.

Meine Großmutter war eine sehr gute und unermüdliche Briefschreiberin. Mein letzter Brief von ihr, den sie etwa ein Jahr vor ihrem Tod mit 90 geschrieben hat, enthält Dank für Inge und mich dafür, daß wir uns so gut um ihre älteste Tochter, meine Mutter Emma, in Syracuse kümmerten. Ursprünglich hatten wir meine Mutter nach Bern verpflanzt, damit sie in unserer Nähe leben konnte, und dann hatten wir sie mit uns nach Amerika genommen. Meine Großmutter schrieb, daß meine Muter bei ihrem letzten Besuch in Sankt Georgenhof glücklicher und gesünder ausgesehen habe, als seit langer Zeit, und daß sie eifrig erschien, das Leben im neuen Lande zu erforschen.

Marie von Mendelssohn war eine bemerkenswerte Frau mit klaren Familienprioritäten. Selbst im hohen Alter begann sie eine warme und sehr persönliche Beziehung mit ihrer neuen Schwiegerenkelin Inge. Bei Elise's Taufe hielt sie ihr 25. Urenkelkind auf dem Schoß. Elise trug das Spitzenkleid, das ihre Urgroßmutter Enole für die Taufen all ihrer Nachkommen angefertigt hatte. Ein Film in unserem Besitz zeigt die Szene. Ich fühle, daß einiges von Marie's

Bescheidenheit, Sanftmut, Humor und inteligenter Tüchtigkeit in meinen Töchtern wiederaufgetaucht ist, wenn diese sich friedlich für grössere Gerechtigkeit in der Welt einsetzen.

Meine Mutter Emma Witt, geborene von Mendelssohn, war die älteste von 5 Kindern von Franz und Marie von Mendelssohn. Es ist interessant, wenn man überlegt, daß Überreste dieser sehr privaten Persönlichkeit leichter zu finden sind, als die ihres so berühmten Vaters, der sehr im Auge der Öffentlichkeit lebte. Dies sind ihre Gemälde, ihre Entwürfe, Wandteppiche und Teppiche, die sie während ihres Lebens entwarf und anfertigte. Sie hatte nie ein öffentliches Amt oder saß auf einem Aufsichtsrat, und ich glaube nicht, daß sie je eine Rede hielt. Aber dies sind kaum die einzigen Anzeichen, daß jemand begabt und produktiv war.

Sie lebte im Geiste der Familientradition durch ihre Kunst und Freundschaften, und durch das Aufziehen ihrer vier Kinder, dem sie hohe Priorität einräumte.

Ich beschreibe sie im Kapitel "Kindheitsumgebung" und will hier nicht weiter darüber schreiben, ausser daß ich das Skelett ihrer Lebensführung der Vollständigkeit wegen anführe.

Sie lebte von 1890 bis 1957, zuerst im alten Mendelssohn Haus in Berlin, dann von 1895 an im Haus ihrer Eltern in Grunewald. Um 1924 zog sie in ihr eigenes Haus in Grunewald, an der gegenüberliegenden Seite des Sees von ihren Eltern; und 1943 zog sie nach Sankt Georgenhof, ihrem Hof in Süddeutschland. Sie wohnte 1951 in Bern in der Schweiz, nahe von meiner Frau und mir und zog mit uns 1956 nach Syracuse im Staat New York. Dort starb sie im Alter von 67 Jahren an einer Gehirnblutung, wobei drei ihrer vier Kinder und sechs Enkelkinder sie überlebten.

Zum Vergleich will ich kurz die Familiengeschichte der Mendelssohns skizzieren.

Eine Familiengeschichte begann für die Mendelssohns mit der Geburt von Moses Mendelssohn 1729 in Dessau. Das war 80 Jahre und drei Generationen früher als der Anfang der Witts in Norddeutschland: nämlich die Geburt von Johann Nikolaus Witt.

Der junge Moses verließ seine Eltern in Dessau und wurde ein "Weltmann" dadurch, daß seine Ideen sich weit verbreiteten.

Johann Witts ähnliche Entwicklung nach Ansiedlung in Russland fand ungefähr 1828 statt.

Beide Männer beeinflußten ihre Zeit durch Schreiben, Veröffentlichungen und Lehren. Eine der Verschiedenheiten zwischen den beiden Familien könnte in der Fähigkeit liegen, leicht Freundschaften zu schliessen und Geld tüchtig zu verwalten. Diese Eigenschaften sind in den Witts nicht zu beobachten; vielmehr scheinen sie Schwierigkeiten zu haben mit anderen Menschen auszukommen.

Bei den Mendelssohns folgten vier Generationen ständigen Aufstiegs in gesellschaftlicher Stellung und Wohlstand, von Moses' Sohn Joseph über Alexander und Franz bis zum zweiten Franz, während es bei den Witts nur noch eine aufsteigende Generation gab, nämlich die von Otto.

Ich habe den Eindruck, daß die Generation meiner Eltern in beiden Familien das Ende des Aufstiegs bedeutet. Eine Art "Müdigkeit", eine Unterbrechung der Tradition früherer Generationen, ist zu beobachten. Wie begabt, wohlerzogen und gesellschaftlich aktiv sie auch waren, so bekleideten sie keine öffentlichen Ämter, schrieben nicht für Veröffentlichung und hatten keinen grossen Einfluß auf ihre Zeit- Alles im Gegensatz zu dem, was vorher vor sich gegangen war.

Ich glaube, daß Familien wie diese zwei, die ich beschrieben habe, individuelle Züge annehmen und beginnen zu altern.

Individualisation beginnt, wenn die gewohnte Lebensart unterbrochen wird: das angestammte Heim wird verlassen, und eine Person erreicht etwas Besonderes. Diese erste Generation in der Fremde kann besonderen Spannungen ausgesetzt sein,- durch fremde Umgebung zu besonderen Leistungen angespornt werden. Die nächste Generation baut darauf auf und kann selbst höher steigen. Äussere Umstände und Spezialbegabungen können eine Familie über mehrere Generationen in bester Form halten. Das ist vielleicht bei den regierenden Europäischen Familien passiert, wie bei den Habsburgern oder Hohenzollern: ererbte Stellung zum Regieren half ihnen in hoher Stellung mehrere Generationen zu überleben.

Früher oder später erscheinen Alterszeichen, und sie sind ähnlich denen, die ich in meinen Vorfahren zu emntdecken glaube. Eine unwirksame "alte" Generation tritt auf. Von da an sind Individuen nicht mehr als familienzugehörig zu erkennen; sie sind wieder Einzelmenschen, obwohl natürlich eines Tages wieder eine neue Familie mit einer Person anfangen kann.

Natürlich ist diese Analyse von dem, was man Aufstieg und Verfall zweier Familien nennen kann, eine grosse Vereinfachung komplizierter Vorgänge. Man muß nur an Familiennamen denken, die eine Rolle spielen im Enstehen von Geschichte. Im Europa der Witts und Mendelssohns wurden Familiennamen erst um das 18. Jahrhundert herum eingeführt. Davor war es einfach Peter, Detlef's Sohn; oder Detlef, Peter's Sohn; oder Moses, Mendel's Sohn. Familiennamen helfen bei der Identifizierung, aber wenn sie wie in

Mitteleuropa benutzt werden, unterstützen sie auch Männernachfolge und Männerdominanz.

Was wird passieren, wenn die Frau nicht mehr den Namen des Mannes annimmt, wie es bei meiner jüngeren Tochter bereits der Fall ist? Wird die Familienidentität verloren gehen? Oder noch interessanter: werden Frauen in der Geschichte die gleiche Stelllung wie die Männer einnehmen? Und nicht zuletzt, werden Familien nicht mehr altern? Wer weiß? Ich weiß es nicht.

Wäuchen.

Im Sommer des Jahres 1989 besuchten meine Frau Inge und ich zwei alte Damen namens Puppi Sarre und Irene Wätjen. Ich kannte sie aus der Zeit, als ich ein kleiner Junge in Berlin war. Ihr Vater war ein Kunstgeschichtler und Museumsdirektor in den Zwanziger Jahren in Berlin, und die Mutter war Hofdame und später Freundin der Deutschen Kronprinzessin Cäcilie von Hohenzollern. Als ich jung war, waren Sarres Freunde meiner Familie, und sie waren bekannt für die interessanten Leute, die sie oft in ihrem Haus in Babelsberg bei Berlin versammelten. Als die Damen erfuhren, daß ich meine Erinnerungen schreibe, fingen sie an sich erheblich aufzuregen und über Bernhard Waurick zu sprechen,- ihren guten Freund und meine zeitweisen Stiefvater. Wir Alle nannten ihn Wäuchen, und wir erinnerten uns mit Freude an ihn. Die Damen erboten sich, mir "wenigstens eine Stunde lang" Geschichten über ihn zu erzählen. Es erfreute mich herauszufinden, daß der Zauber dieses strahlenden Menschen, der so viele andere Leben berührt hatte, noch lebte; and ich entschloß mich, ihm ein Capitel zu widmen.

Ich beginne mit einem Brief von Bernhard Waurick an Peter Witt vom 10.12.65
Ober Teisendorf, Post Teisendorf, 8221
"Mein lieber Peter. Lange haben wir nichts von einander gehört. Ich war ziemlich beschäftigt, nämlich mit dem Verkauf meines Anwesens. Habe einen "Nachfolger" einen Arzt. Medizinalrat, noch in Diensten,- der sich als Naturliebhaber dieses Haus für später, besonders mit Pflanzungen gestalten will. Ich behalte das Wohnrecht im Haus und kümmere mich um das Anwesen etwas. Man ist ja gewissermassen damit verbunden insbesondere den von mir besorgten Baumpflanzungen. Andererseits ist mir in meinem Alter eine gewisse Losgelöstheit gerade recht. Ich bin freier, wage endlich auch richtig zu reisen.
Wie hat sich denn Dein Anwesen entwickelt. Insbesondere was machen denn die milchstrotzenden nubischen Ziegen. Kannst Du Dich noch erinnern an die Dorkas Gazelle aus der Sahara? Ja das waren noch Zeiten- Und jetzt, da kam neulich eine ältere Frau auf 2 Aluminium Krücken die Treppe 'raufgekraxelt - vorsichtig sagte ich, ach macht' nichts sagte die 75jährige,hinter mir kommt meine Tante,die ist 91- Wahrhaftig auf allen Vieren kam etwas mumienartig. Die 75 jährige stellte sich vor."Ich bin die Generalin Pohl, mein Mann ist hingerichtet worden. Sehr erfreut,lag mir auf der Lippe- hätte ich doch es gesagt- Denn der Gehängte war Pohl, der Oberkommandant aller Konzentrationslager-
Habe diese unheimliche Wittwe nicht in mein Zimmer gelassen.Da tönte gerade aus dem Television app. ein Hörspiel. Sagte ich geistesgegenwärtig. Kann sie nicht ins Zimmer lassen, habe Besuch. Begleitete die beiden Damen Stiege hinunter, wo im Hof ihr Auto stand. Eine Enkelin sass am Volant, die zweite, etwa 20 jährige kroch unbeschuht heraus und wälzte sich auf der Erde. Höflicherweise wollte

ich sie aufheben, da biss dies zweite Wesen mich kräftig in die Hand. Ist mir bisher in dieser Weise noch nie passiert. War froh als sie Alle wieder wegfuhren, die 91 jährige auf allen Vieren, die unheimliche Wittwe, die kräftige Teenagerin- nur die Chauffeuse war normal. Sonst wären sie ja auch nicht hergekommen.

Ja siehst Du lieber Peter, man braucht garnicht um die Welt in Gemini, an Ort u. Stelle kann man mehr erleben. Was auf dieser Erde sonst vor sich geht, davon brauche ich nicht zu berichten, da hört und sieht Ihr davon zu gleicher Stunde an Radio und Television. Es ist nicht das Persönliche. Da würde ich doch von Dir und den Deinen hören.

Also auf Wiederlesen (eines Briefes von Dir) mit den besten Wünschen Dir und Deinen

Dein Wäuchen"

Dies ist der letzte Brief, den ich von Wäuchen bekommen habe, datiert 10.Oktober, 1965,nicht lange vor seinem Tode. Er war mein Stiefvater während 7 sehr wichtigen Jahren meines Lebens gewesen, 1929-1936 (siehe Capitel "Kindheitsumgebung"). Es ist eine Freude, sich an einige der Ereignisse zu erinnern, während der er mein Leben berührte, denn ich lernte viel von diesem liebevollen, interessanten und sehr eigenartigen Menschen.

Unsere Zusammenkünfte begannen in den späten 1920ern. Meine Mutter war von meinem Vater gesetzlich 1925 geschieden worden, mehrere Jahre nachdem er uns verlassen hatte. Wir lebten nun, - meine Mutter, wir vier Kinder, 2 Kinderfrauen-Erzieherinnen und 11 Dienstboten,- in dem gerade fertiggebauten Grunewald Haus, das ich anderswo beschreibe. Der Vater meiner Mutter hatte ihr das Haus gegeben, und er versorgte sie mit reichlicher monatlicher Unterstützung, sodaß sie es bequem hatte und ihre Freunde sehen konnte.

Sie hatte damals so viele Besucher, daß man von ihr im Spaß sagte sie verfolge die "Politik der offenen Tür", ein Ausdruck der damals für die Außenpolitik der Türkei gebraucht wurde. Ich glaube, daß zu der Zeit eine Anzahl mittelalter Herren daran interessiert waren, meine Mutter zu heirathen,- andere waren einfach gute Freunde. Es war eine Zeit, zu der wir immer Hausbesuch hatten und beinahe täglich Besucher zum Abendbrot. Ich fand heraus, daß ein Unterschied bestand zwischen "ein paar Leute heute Abend" und einem "kleinen Diner". Meine "wissenschaftlichen" Messungen ergaben, daß der erstere Ausdruck etwa 10 Gäste bedeutete, der letztere 20 bis 30 zum Essen. Zurückblickend sehe ich die Verwandten und Bekannten noch um den Tisch im schönen Eßzimmer sitzen, dessen Wände japanische Muster zeigten. An allen vier Wänden hingen die schönsten der japanischen Holzschnitte, die meine Mutter von ihrer Maler-Freundin Dora Hitz geerbt hatte. Nach dem Essen gingen wir Alle in das "große Zimmer", das gerade von dem jungen Architekten Dieter Sattler durch Verbindung zweier Wohnzimmer geschaffen worden war.

Großes Zimmer im Haus meiner Mutter; links Fernand Leger und Juan Gris.

Die Wände des Grossen Zimmers waren mit einer rauhen, grauen Seide bespannt, und Gemälde und Zeichnungen von van Gogh, Picasso, Gris, Leger, Kokoschka, Nolde und anderen "modernen" Künstlern hingen an den Wänden. Die meisten Bilder waren mit Hilfe des Kunsthändlers Alfred Flechtheim gekauft worden, der viele Jahre später dafür berühmt wurde, daß er große Kunst erkannt hatte, als sie nocht nicht entdeckt worden war. Meine Mutter hatte ähnliche Fähigkeiten, und ihre meisten Erwerbungen wurden später sehr wertvoll. Aber das passierte erst, nachdem sie während der Hitler-Zeit jahrelang versteckt gewesen waren und von mir vor Bomben geschützt durch den 2. Weltkrieg geschleust worden waren. In den Zwanziger Jahren gab es nur wenige Freunde, die sich mit meiner Mutter zusammen begeisterten; einer war der Clavierspieler Bruno Eisner, den ich viele Jahre später in New York im Gugenheim Museum traf; er sagte damals zu mir:"Peter, wie würde Deine Mutter diese Ausstellung genossen haben!" Die meisten Besucher sahen höflich weg, oder sie zeigten Abwesenheit irgendwelcher Begeisterung.

Dieter Sattler, der den Umbau des "Grossen Zimmers" überwacht hatte, lebte damals in einem der Fremdenzimmer in unserem Haus. Er studierte in Berlin Architektur bei Professor Tessenow, einem relativ conservativem, modernen Architekten. Dieter's Vater war Rektor der Technischen Hochschule München, seine Mutter eine alte Bekannte von uns als Tochter des großen Bildhauers Adolf von Hildebrandt. Hildebrandt's Statuen schmückten Garten und Haus meiner Großeltern, und sie standen in vielen öffentlichen Plätzen Berlins; seine Witwe lebte zwei Strassen von uns entfernt in Grunewald.

Dieter ist in bester Erinnerung als ein besonders angenehmer Hausgast, ein guter Freund meiner Mutter, und ein Mensch der uns Kinder immer nett behandelte und unterhielt. Seine besondere Fähigkeit war, drohende Augenblicke am Eßtisch zu entladen: Wenn sich die Spannung über eine Meinungsverschiedenheit bei uns vier Kindern langsam aufbaute, und wenn meine sanfte Mutter hilflos dabeisass, sprach er ruhig über die Zeichen eines aufziehenden Sturmes. Die Sturmzeichen begannen unserem Verhalten immer ähnlicher zu werden, während wir weiter stritten. Ehe offene Feindseligkeiten ausbrechen konnten, mußten wir meistens laut lachen,- und die Gefahr war vorbei. Bei einem Besuch viele Jahre spoäter erzählte Dieter mir, daß wir tatsächlich manchmal auf den Eßtisch gestiegen waren und zwischen den Tellern gekämpft hatten. Ich glaube, daß das eine Übertreibung war,- aber daß wir ziemlich wild waren.

Dieter war auch ein besonders guter Freund unserer Schwester Anna, der alten Kinderfrau, die ich in "Kindheitsumgebung" beschreibe. Ein Mal organisierten Dieter und Schwester Anna zusammen eine denkwürdige Sommerreise zu dem Italienischen Badeort Castiglioncello nahe Livorno. Dies war um 1927, und ich erinnere mich mit Freude an viele Einzelheiten dieser Reise, und ich beschreibe es unter "Reisen". In Gesellschaft bewährte sich Dieter als Schauspieler, wobei er sich völlig verausgabte: nach Vorführung des "Sachsen in Italien" oder des "Seekranken" war er völlig erschöpft. Jahrelang war er auch am 6. Dezember ein besonders überzeugender Weihnachtsmann für uns.

Bald wurde ein mit Dieter befreundeter junger Architekt bei uns eingeführt, den wir sogleich gerne hatten. Sein Name war Wilhelm von Gumberz, und wir nannten ihn nach kuzer Bekanntschaft "Gummi". Gummi war damals verlobt mit Lieselotte von Bonin, einer anderen Architekturstudentin; er brachte sie zu uns, damit wir alle sie kennenlernten. Sie brachte dann ihre Mutter mit, die wir bald Tante Maria nannten; Tante Maria war viele Jahre später eine Dauerbewohnerin des Sankt Georgenhofs meiner Mutter (siehe Capitel "Das Ende des Zweiten Weltkrieges")

Lieselotte sah gut aus, -ziemlich jungenhaft,- und sie erzählte gerne und oft unterhaltsame Geschichten. Meine Mutter hatte sie sofort sehr gerne, aber es fiel mir bald auf, daß die meisten ihrer Geschichten boshafte Mitteilungen über andere Menschen enthielten. Dies beunruhigte mich, während meine Mutter es garnicht bemerkte. Ein Mal sagte meine Mutter zu mir:"Petchen, findest Du Lieselotte nicht himmlisch?" (das Letztere ein damaliges Modewort). Meine Antwort ist mir noch deutlich in Erinnerung:"Sie ist nett und unterhaltsam, aber ich hoffe, daß wir niemals von ihr abhängig werden!"

Es erstaunt mich immer noch, daß ich damals solch einen Gedanken hatte, denn später, nachdem Wäuchen uns verlassen hatte, wurden wir tatsächlich für einige 30 Jahre von ihr abhängig. Erst nach dem Tode meiner Großmutter, meiner Mutter und meiner Schwester,- viele Jahre später- als sie in dritter Ehe den Witwer meiner jüngeren Schwester heirathete, fand ich die Kraft Lieselotte wissen zu lassen, daß ich nichts mehr mit ihr zu tuen haben wollte. Sie hat mir das nie verziehen. Ich staune immer noch über den Faden, den Lieselotte durch und um alle unsere Leben 1930 zu weben begann, und über meine Voraussicht, so früh das zu vermuten.

Um zu der Zeit zurückzukehren, als wir vier heranwachsenden Kinder unter all den Gästen im Hause meiner Mutter in den späten 20er Jahren lebten, so stellte sich bald heraus, daß ein Besucher sich als besonderer Freund bei uns Allen einführte: Bernhard Waurick. Vom Anfang unserer Bekanntschaft an erschien er besonders interessant.

Er war gerade nach Berlin zurückgekehrt, von China, wo er viele Jahre gelebt hatte. Er sprach fliessend Russisch und verschiedene Chinesische Dialekte mit seinen Freunden; viele dieser Freunde brachte er als Gäste in unser Haus. Wenn er am Telephon Russisch sprach, fiel mir auf, daß "da,da" den Haupbestandteil der Unterhaltung von seiner Seite bildete. Ich fand heraus, daß das die Übersetzung von "ja" war und daß es vielleicht bedeutete, daß Wäuchen's Russischer Wortschatz nicht allzu groß war.

Er hielt gerne kleine Vorträge, z.B. im Haus meiner Großeltern, wo er über seine Jahre in der Mongolei, China und Rußland sprach. Meistens war eine große Karte aufgehängt, auf der er die Reiseroute zeigte. Viele Jahre später erschien der Vortrag als kleines Buch.

Die Weltereignisse hatten diesen friedlichen Sachsen in entfernte Gegenden der Erde verschlagen. Er kam von einer katholischen Familie, und eine seiner Schwestern war Fürstäbtissin eines Sächsischen Klosters. Später gingen wir oft mit Wäuchen in große katholische Messen mit Mozartmusik und prächtigen Zeremonien, wie z.B. in Weingarten.- Er war wohl ein Mensch, der mehr als Andere Verständnis für ausgefallene Zivilisationen und Religionen hatte. Wahrscheinlich hatte das Schiksal gerade den Richtigen als Beobachter in Gegenden verschlagen, wo andere Lebensweisen als unsere herrschten.

Man erzählte, daß Wäuchen (Bernhard Waurick) als Deutscher Soldat nach Rußland marschiert war. Dort war er sogleich in Kriegsgefangenschaft geraten, eingesperrt in einem Russischen Gefangenenlager im Westen des Riesenreiches. Er berichtete, daß er bald entkommen war, sich aber nach Osten statt westwärts nach Deutschland gewandt hatte. Mit seiner Fähigkeit fremde Sprachen schnell zu lernen unterhielt er sich bald auf Russisch, dann Mongolisch und schließlich in verschiedenen chinesischen Dialekten. So lebte er friedlich als Einzelner in fremden Landen etwa 10 Jahre lang.

Als er nach Berlin viele Jahre später zurückkehrte, bevorzugte er noch mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen zu sitzen, statt auf einem Stuhl. Er zog Kerzenlicht dem elektrischen Licht vor, umgab sich mit Buddha Statuen, dem Geruch von Weihrauch, und behängte die Wände mit Persischen Teppichen. Im Geiste sehe ich ihn noch in seinem gestreiften Seidenkaftan umherschreiten, wenn er nicht den üblichen Tweedanzug trug.

Eines Tages setzte sich meine Mutter mit mir auf das Sopha im oberen Wohnzimmer,-eine Stelle wo vertrauliche Dinge erörtert wurden. Sie fragte mich, was ich denken würde, wenn sie Wäuchen heirathete. So weit ich mich erinnere war das keine große Überraschung für mich, und ich sagte ihr das. Sie war offensichtlich erleichtert durch mein Verständnis. Ein paar Wochen später heirathete sie zum zweiten Mal. Darauf folgten viele Veränderungen in unserem Grunewalder Leben.

Eine unmittelbare Veränderung im Haus war Wäuchen's Bett im Anziehzimmer meiner Mutter; dies war nun sein Schlafzimmer. Eine Falltür wurde in die Decke dieses Zimmers eingebaut, sodaß man mit einer Leiter direkt in das frühere Atelier darüber hinaufsteigen konnte. Das Atelier wurde ein Arbeits-Meditationsraum für Wäuchen, und er lud uns ein, ihn dort oft zu besuchen. Schwere Vorhänge hielten das Aussenlicht ab, und die Tür, die in den obersten Corridor führte, wurde zugeschlossen und mit einem Teppich verhängt.

Wenn man durch die Falltür hinaufstieg, kam man in eine Märchenwelt. Es gab keine Stühle mehr im Zimmer, sondern man sass auf gepolsterten Kamel-Satteltaschen auf dem Boden. Dies gab einem gleich das Gefühl des Besonderen. Es roch immer nach Weihrauch, das einem katholische Kirchen und Östliche Religionen suggerierte. Kleine Hütchen aus gepresstem Weihrauch lagen in den Schößen der Buddhastatuen, und man mußte sie anzünden, um den Rauch einzuatmen. Wenn man lesen wollte, mußte man sich nahe an eine der vielen Kerzen setzen; diese wurden ständig gepflegt, die Dochte abgeschnitten, die Kerzen ersetzt. Für uns war das besonders neu, da mein mütterlicher Großvater immer darauf bestand, daß jede Ecke eines Zimmers hell beleuchtet wurde.

Wenn wir bei vielen Gelegenheiten hinaufkletterten, wurden wir zum Sitzen eingeladen,- mein Bruder, ich, oft ein oder zwei Vettern,- und wir hörten gefesselt langen, umständlichen Erzählungen zu, in denen seine eigenen Reisen mit Geschichten bekannter Forschungsreisender wie Sven Hedin vermischt waren. Oft wurden auch Russische Märchen erzählt, wobei wir beim Erscheinen der Hexe Knochenbein jedes Mal vorgaben zu zittern. Dann beschäftigten wir uns wieder mit neuen Kerzen und mit zusätzlichem Weihrauch in anderen Statuen. Meine älteren Schwestern waren nie beteiligt. Sie waren wohl damals schon zu erwachsen und aufgeklärt, um solchen kindlichen Flügen der Phantasie zu folgen. Ich glaube, daß sie Wäuchen niemals wirklich akzeptierten. Während er ein so guter Freund der kleineren Kinder war, wurde er mit größeren nie fertig.

Das magische Zimmer war nicht der einzige Ort, wo Wäuchen uns in eine neue Welt einführte. Er spürte, daß ich Interesse an Gärtnern und an Tierzucht hatte, und wir begannen bald zusammen eine abgelegene Ecke des Gartens in ein Privatreich umzubauen. Hier buddelten wir z.B. das "tiefste Loch der Welt", um eines Tages den Antipoden die Fußsohlen zu kitzeln. Von Zeit zu Zeit kamen wir beinahe an, aber es gelang nie ganz.

Mit Zement bauten wir einen Bach und See, wo wir Wasserpflanzen, Goldfische, Wasserschildkröten und Salamander aussetzten. Wir pflanzten Papyrus und Lotus, ungewöhnliche Bäume und Büsche, von denen manche uns in eingen Jahren weit üyyyyyyyyyyyyber den Kopf wuchsen. An einer Seite construierten wir Ställe für Kaninchen und Meerschweinchen, und bald gab es Junge und eine wachsende Zucht.

Besonders aufregend war die Ankunft einer Arabischen Gazelle, genannt Dorkas Gazelle,- eine Art, die ich neulich auf der Liste aussterbender Tiere wiederfand. Sie kam von einem Tierhändler Ruhe in der Nähe von Hamburg in Ahlfeld; er war ein Freund Wäuchens, den wir Alle zusammen besuchten. Das Tier lebte jahrelang in seiner Umzäunung mit einem Unterschlupf daneben. Auf der Schiebetür zum Stall malte meine Mutter ein Ölbild von meinem Bruder und mir mit all den Tieren. Ich berichte mehr darüber unter "Tiere, die ich kannte und liebte". Mit der Zeit wurde das einsame Männchen recht aggressiv, und man konnte, wenn es frei lief und sprang, nur noch mit vorgehaltenem Stuhl in den Garten gehen.

Unter Wäuchens Anleitung begannen wir eines Tages ein sehr solides, kleines Häuschen aus Zementblöcken zu bauen. Innen war gerade genug Platz, um einen Tisch mit Stühlen aufzustellen, und an Regentagen sassen wir darin; und wir konnten dort Leute zum Essen einladen. Ich glaube nicht, daß mein Großvater Franz von Mendelssohn es besonders genoß, als wir ihn einluden und seine Lieblingsspeisen, Hammelcotelett und Creme Carael, servierten. Er sass aber geduldig am Tisch und beschwerte sich nicht.

All dies trug sich zur gleichen Zeit zu, zu der wir unseren langen Sommerreisen machten (siehe "Reisen"). Wäuchen plante den ganzen Winter lang, wo wir hinfahren würden, wo anhalten und Übernachten, was wir ansehen konnten.-All dies bereicherte die Zeit unseres Heranwachsens erheblich, und ich bin Wäuchen noch 55 Jahre später dafür dankbar.

Es gibt eine lustige Geschichte über Wäuchen, die ich oft erzähle, und die besonders meine Kinder noch zum Lachen bringt. Sie beleuchtet etwas von Wäuchens Charakter, der eine merkwürdige Mischung von Großzügigkeit und Geiz enthielt; er wollte Freude durch grosse Geschenke machen, aber er konnte sich nicht entschliessen, dafür Geld auszugeben. Bei der ausführlichen Feierlichkeit an Geburtstagen wurden den Geschwistern immer Beigeschenke gemacht, und das Ganze war ein grosses Ereignis. Das Geburtstagskind fand viele Geschenke auf dem Geburtstagstisch aufgebaut, die anderen Kinder Geschenke darum herum. Wäuchen bemerkte wohl, dass wir recht verwöhnt waren und wirklich nicht all das brauchten. So ergriff er im letzten Augenblick das Telephonbuch und legte es als sein Geschenk auf den Tisch. Einen Tag später verschwand es vom Tisch und tauchte am Telephon wieder auf. Nachdem das öfter

geschehen war, akzeptierten wir es mit Lachen als Teil einer Geburtstagsüberraschung und bedauerten die Freunde, die keine Telephonbücher auf dem Geburtstagstisch vorfanden.

Bei verschiedenen Gelegenheiten entdeckte ich erst nach einiger Zeit, daß ein Geschenk nutzlos war. Ich erinnere mich, daß ich ein Mal einen Band einer 18. Jahrhundert Naturgeschichte vorfand, die mir als Buchsammler sehr lieb gewesen wäre. Erst nach einer Weile fand ich heraus, daß die anderen Bände nie kommen würden, und ich legte den einen, wertlosen Band bei Seite.

Es gibt eine Geschichte, wo Wäuchen nicht die Hauptrolle spielte,- aber es hätte keinem Anderen so passieren können. Es handelt sich um ein gestohlenes Auto. Es fing eines Morgens beim Frühstück an: Wäuchen liebte ausgedehnte und verschwenderische Frühstücke, wobei manchmal Russischer Caviar oder geräucherter Fisch oder andere Köstlichkeiten serviert wurden. Er brachte das aus der Stadt mit, und unsere Vettern und Cousinen erfuhren davon nur mit Schaudern, wenn sie an solche "Ausschweifungen" dachten. An dem besonderen Morgen setzten wir uns zum Frühstück, als wir erfuhren, daß das graue Steir Cabriolet meiner Mutter am Abend vorher gestohlen worden war. Meine Mutter und Wäuchen waren bei Freunden in Dahlem zum Abendbrot gewesen, und als sie nach Hause fahren wollten, war kein Auto mehr da.

Damals waren Autos seltener und wertvoller als jetzt,- in den Vereinigten Staaten des späten 20. Jahrhunderts. Während wir noch diskutierten, was jetzt zu tuen sei, klingelte das Telephon. Wäuchen sprach mit jemandem und teilte uns dann mit, daß ein privates Detektivbureau das Auto gefunden habe. Sie hatten den Diebstahl von der Grunewalder Polizei erfahren. Gegen eine kleine Belohnung würden sie das Auto zurückbringen. Etwas später, während wir noch aufgeregt beim Frühstück sassen, kamen drei Männer an. Sie stellten das gestohlene Auto vor das Haus, zeigten uns einen Sprung in der Windschutzscheibe; und sie folgten uns gerne einer Frühstückseinladung ins Haus. Ich erinnere mich, daß wir dann mehrere Stunden beim Frühstück sassen, wobei sie uns mit wilden Geschichten aus ihren Erlebnissen mit gestohlenen Autos unterhielten, die sie immer erfolgreich zurückgebracht hatten. Sie hatten in Verbindung mit ihrer Detektivarbeit viele Heldentaten vollbracht.

Nach ihrem Bericht war es zu Schüssen gekommen,- Räuber gegen Detektive,- wobei unsere Windschutzscheibe von einem Geschoß getroffen worden war. Dann flohen die Räuber, und unser Auto war gerettet.

Die Geschichten waren umso aufregender für uns Kinder, als es zu der Zeit noch keine Fernsehprogramme mit Räubern und Polizisten gab; und die direkten Berichte von den Abenteuern waren besonders faszinierend. Sie waren gute Erzähler, und wir konnten mit Fragen über Einzelheiten unterbrechen. Es kam uns vor, als ob wir selber die Jagden mitgemacht hätten. Gegen Mittag zogen die drei Detektive mit herzlicher Verabschiedung von dannen, und sie nahmen eine kräftige Geldbelohnung von unserer Mutter mit sich. Alle waren zufrieden.

Die Zufriedenheit dauerte nur bis zum frühen Nachmittag, als wir einen Anruf der verschlafenen Grunewalder Polizei erhielten. Sie wollten nach der morgendlichen Beschwerde jetzt zur Tat schreiten und das gestohlene Auto suchen. Es gab scheinbar keine Übereinstimmung zwischen der Geschichte, die unsere neuen Freunde uns erzählt hatten, nämlich daß die Polizei sie alarmiert hätten, und dem, was wir jetzt hörten. Keiner bei der Polizei hatte je von der Detektivagentur gehört. Niemand war mit ihnen in Verbindung getreten. Das Einzige, was sie bisher getan hatten, war die Beschwerde zu notieren und auf die Zeit zu warten, bis sie es weiterverfolgen konnten.

Bald fanden wir die wahrscheinlichste Erklärung dieser Ereignisse: Wir waren tatsächlich Gastgeber für die Räuber beim Frühstück gewesen. Die Polizei vermutete, daß sie ein Verfahren entwickelt hatten, bei dem sie Autos stahlen, die sie nach kurzer Zeit zu den Besitzern zurückbrachten; daraufhin ernteten sie Dankbarkeit und eine Belohnung; und da sie das Gestohlene nicht ein Mal behalten hatten, hatten sie sich nicht strafbar gemacht. Sobald die Autos zurückgebracht worden waren, hatten die Eigentümer Interesse an dem Diebstahl verloren und verfolgten es nicht weiter. Wir versuchten mit Wäuchen, der das Abenteuer und das Raten ebenso wie wir genoß, herauszufinden, was das Einkommen daraus tatsächlich betragen könnte, wobei keine strafbare Tat begangen wurde. Es war tatsächlich nur unter den besonderen Bedingungen jener Zeit denkbar, und man hätte es nicht allzu oft wiederholen können,- wenigstens in Berlin

Wäuchen war auch verantwortlich für die Anschaffung des Sankt Georgenhofs durch meine Mutter in den späten 1920er Jahren. Er erwartete immer, daß der nächste Krieg jeden Moment ausbrechen könnte, und er sah voraus, daß Hunger und die Invasion Deutschlands folgen würden. Hitler hatte das Aufhäufen von Esswaren verboten, was "hamstern" genannt wurde, und so kaufte Wäuchen nur wenige Büchsen Sardinen auf ein Mal und brachte sie an verschiedenen Tagen nach Hause. Nach und nach häufte sich ein großer Vorrat von Büchsen im Keller auf, und wir machten darüber Witze. Als uns Wäuchen einige Jahre später verließ,- als der erwartete Krieg noch nicht ausgebrochen war,- begannen wir diese Sardinen aufzuessen. Ich erinnere mich, daß der Vorrat ungefähr zu

yyyyy

Ende war, als Essensrationierung in Deutschland eingeführt wurde und das Extraessen nützlich hätte werden können.

Sankt Georgenhof wurde von Wäuchen systematisch entwickelt, so daß es von der Aussenwelt unabhängig werden würde. Es hatte seine eigene Eletrizitätserzeugungsanlage, ähnlich derjenigen, die wir in Berlin hatten. Es gab eine Fleischerei, eine Bäckerei und eine Schmiede. Es sollte uns Allen eines Tages Zuflucht bieten und uns mit Nahrung versorgen, unabhängig von der Aussenwelt. Eine ausreichende Anzahl Gebäude,- 14 an der Zahl,- konnte viele Tiere und Menschen beherbergen und uns Alle unterbringen, falls wir von Berlin fliehen mußten.- Viel später, als Wäuchen uns lange verlassen hatte,- erfüllte es all die vorausgeahnten Funktionen, wie ich Capitel über "Das Ende des 2. Weltkriegs" berichte.

Noch immer staune ich über Wäuchens Fähigkeit, Ereignisse vorauszuahnen. In den 1960er Jahren fand ich heraus, daß er das Interesse daran nie verloren hatte. Zu der Zeit war er schon viele Jahre von meiner Mutter geschieden, meine Mutter und jüngere Schwester waren gestorben, und meine ältere Schwester und Bruder waren weit weg und nicht mehr an einem Bauernhof interessiert. Ich war für Verkauf, den mein Schwager in die Hand nahm. Als ich Wäuchen den angebotenen Verkaufspreis nannte, riet er mir, nicht anzunehmen, da meine Tante, Käuferin und zukünftige Frau des Schwagers, bereits ein Angebot hatte, das viele Male höher als der uns gebotenen Preis lag. Noch immer sehe ich es als Fehler an, daß ich dem niedrigen Verkaufspreis zustimmte, besonders da es bald danach für mehr als das 10fache des bezahlten Preises weiterverkauft wurde. Ich glaube jetzt, daß der Verkauf eine Mischung aus einiger Leute Betrug und Gier und aus meiner Untüchtigkeit war.

Wäuchen hatte starke mystisch-religiöse Glaubensvorstellungen; auf Grund dieser, und mit Hilfe einiger seiner merkwürdigen Freunde von Russischer und anderer Herkunft, führte er Versuche mit biologisch-dynamischer Düngung in Sankt Georgenhof ein. Einer der wichtigsten Berater war ein Herr Sabaschnikoff, der die Aufhäufung von langen Hügeln aus Mist, trockenen Blättern und Sand überwachte; das Alles wurde mit Erde bedeckt. Wenn der Mond gerade das richtige Stadium erreicht hatte, wurden winzige Mengen Löhwenzahnextrakt in Abständen in die Haufen eingespritzt. Vor der Einspritzung waren die Extrakte mehrmals in Wasser verdünnt worden.

Die Vermischung des Extrakts mit Wasser fand in grossen, hölzernen Kübeln statt; es konnte nur bei Mondschein vorgenommen werden und mit hölzernen Stangen. Nach der ersten Verdünnung wurde eine kleine Probe in einen anderen Kübel mit Wasser überführt und auf gleiche Weise verrührt; danach wurde wieder eine Probe transferiert, und so weiter, bis man errechnen konnte, daß der herauskommende Tropfen, der den Komposthaufen impfen sollte, höchstens einige Moleküle des ursprünglichen Löhwenzahnextrakts

enthalten konnte. Dies stimmt damit überein, daß die Gläubigen die nichtmaterialistische Natur der Düngung betonten.

Ein anderer Teil der Methode bestand darin, daß die Felder, auf denen der geimpfte Dünger verstreut wurde, mit gemischten Samen bepflanzt wurden: zum Beispiel Weizen und Erbsen zusammen, oder Roggen und Bohnen. Die Ernte solcher Doppelsaat war besonders mühsam, da man nicht einfach mähen und trocknen konnte, sondern Getreide von Gemüse trennen mußte. Man hatte den Eindruck, daß nicht ein erfahrener Bauer eine solche Methode erfunden hatte.

Die Methode interessierte mich, wenn ich auch nicht ganz daran glaubte; so placierte ich auf mein Fensterbrett im Anziehzimmer in Grunewald Reihen von Blumentöpfen mit Samen, zu denen verschiedene Mengen Extrakte und Kompost zugesetzt worden waren. Ich konnte keinen meßbaren Unterschied zwischen gedüngten und ungedüngten Töpfen finden. Aber es interessierte mich weiter, und ich plante eine Kombination von biologisch-dynamischer Düngung mit bewährten Methoden der traditionellen Landwirtschaft viel später auf meinem Hof in Amerika. Wäuchen hat mich lebenslänglich beeinflußt!

Mitte der Dreißiger Jahre fingen Wäuchen und wir an uns langsam voneinander zu trennen. Er blieb länger und länger von zu Hause weg, und niemand wußte so recht wo er eigentlich war. Selbst in der (Sun-Yat-Sen) Chinesischen Gesandtschaft in Berlin, wo er jahrelang als Attachee gearbeitet hatte, war er nicht mehr zu erreichen. 1935 verließ ich unser Haus um auf ein Landerziehungsheim im Schwarzwald zu gehen,- weit weg in Süddeutschland; im Herbst, als ich in die Ferien kam, war er verschwunden. Meine Mutter wurde 1936 von ihm geschieden, und er kehrte, wie ich später herausfand, zu seinem einzelgängerischen, unabhängigen Lebensstil zurück. Wir waren ihm entwachsen, und er wußte das, und erst viel später traten wir wieder mit ihm in Verbindung.

Das erste Treffen nach langer Pause fand 1949 nach Ende des Zweiten Weltkrieges statt. Meine Frau Inge und ich kamen nach Sankt Georegenhof, um meine Mutter zu besuchen. Sie begrüßte uns mit der Ankündigung, daß Wäuchen unterwegs sei, um uns am nächsten Tag zu besuchen. Meine Mutter wiederholte mehrmals Inge gegenüber:"Du wirst ihn herrlich finden! Er ist der netteste Mensch. Aber er ist ganz ungeeignet zum Heirathen!" Das Treffen war erfreulich, und wir zitierten jahrenlang danach die Ankündigung meiner Mutter vom Besuch ihres zweiten Mannes, den sie nie hätte heirathen sollen.

Danach sah ich Wäuchen von Zeit zu Zeit bis zu seinem Tod in den 1960ern. Er zeigte sich immer erfreut sich mit mir zu treffen, über alte Zeiten zu sprechen und über Zukunftspläne, und er blieb mein Freund bis an das Ende seines Lebens. Wenn wir uns trafen passierte immer etwas Besonderes. Ich erinnere mich an eine Gelegenheit, als ich ihn in der Chinesischen Botschaft in Berlin traf. Als er Grunewald verlassen hatte, hatte er ohne zu fragen einige meiner Lieblingsbücher mitgenommen,- einige davon hatte ich von meiner Urgroßmutter in Bordeaux geerbt. Ich fand die Bücher in seinem Bureau, und er gab sie mir ohne Zögern zurück. Wie immer war er im Geben ebenso freigiebig wie im Nehmen.

Das letzte Mal sah ich ihn bei einem Besuch, als ich aus Amerika nach Europa kam. Er hatte mir eine Einladung geschickt, ihn in seinem Haus in Bayern zu besuchen. Er lebte damals,- und wahrscheinlich war er der Eigentümer,- in einem wunderschönen, quadratischen 18. Jahrhundert Haus und auf etwas Land, die vorher Sommerfrische der wohlhabenden Bischöfe des nahen Salzburg gewesen waren. Das einfache Haus zeigte gerade genug barocke Ornamente, um es schön und interessant zum Ansehen zu machen, aber es fehlten ihm alle modernen Bequemlichkeiten wie laufendes Wasser und Wasserclosets. Er hatte sich offensichtlich grosse Mühe gegeben, das Gastzimmer für mich bereit zu machen, ein grosses, quadratisches Zimmer mit weissen Wänden und einer schweren, geschnitzten Eichentür, die in die obere Halle führte. Wäuchen entschuldigte sich für die Bettlaken, die "nicht frisch gewaschen waren, aber nur ein Mal von seinem Freund, dem Fürsten Solms, benutzt worden waren." Bei näherer Betrachtung sah man, daß der Fürst Solms entweder sehr dreckig gewesen sein mußte als er dort schlief, oder daß er viele Wochen dageblieben war: die Laken hatten einen grünlichen Schein und grosse Flecken. Ich bemühte mich, um die unappetitlichen Flecken herum zu schlafen. Die "Laken des Prizen Solms" wurden zu einem Witz bei uns zu Hause.

Während diesem Besuch schenkte er mir ein grosses Ölgemälde, eine impressionistische Landschaft, die nach seiner Erzählung meine Grosseltern ihm als Geschenk gegeben hatten. Er hatte es für mich aufgehoben. Er kündigte auch an, daß er in seinem Testament das Haus und Land mir vermacht hatte. Ich bat ihn, das nicht zu tuen, da ich weit weg lebte und keine Verwendung dafür hätte. Ich hörte danach nie, was genau mit dem Haus passiert war. Wie immer bei ihm war die Wahrheit untrennbar mit seiner Einbildung und guten Absichten vermischt.

Ein kleines Buch kam heraus, das mir von einem Vetter gesandt wurde. Es enthielt das Wesentliche von Wäuchens Geschichten über Ostasien ohne die Ausschmückungen, an die wir uns so gerne erinnerten.- Am Beginn dieses Capitels habe ich seinen letzten Brief abgedruckt. Es war die letzte witzige und freundliche Geste mir gegenüber,- einem Menschen, den er wohl als eine Art Sohn betrachtete.

Arbeitsdienst.

Während wir heranwuchsen, hatte man uns beigebracht, daß es in Deutschland immer eine Militärpflicht gegeben habe: jeder gesunde junge Mann mußte seinem Lande wenigstens ein Jahr lang dienen. Erst als ich in die Vereinigten Staaten kam erfuhr ich, daß es nicht überall und immer so gewesen sei. Im Versailer Frieden am Ende des Ersten Weltkrieges hatten die siegreichen Alliierten durchgesetzt, daß das Deutsche Militär auf 100 000 Mann reduziert werden mußte,- alles Berufssoldaten,- und es sollte keine Militärpflicht mehr geben. Hitler, der den Versailler Vertrag als besonderes Ziel seiner Kritik benutzte, führte bald nachdem er zum Reichskanzler ernannt worden war, in den frühen 1930er Jahren, Militärdienst für alle gesunden jungen Männer wieder ein. Kurz danach fügte er ein halbes Jahr Arbeitsdienst dazu, das vor dem Militärdienst erledigt werden mußte.

Direkt nachdem ich im Sommer 1937 mein halbes Jahr Arbeitsdienst und danach ein Jahr Militärdienst geleistet hatte, wurde ein weiteres Jahr Militärdienst zugefügt, sodaß ich im Ganzen 2 1/2 Jahre, vom Frühling 1937 bis Herbst 1939, dienen mußte. Danach hätte ich mein Studium beginnen können, wenn der Zweite Weltkrieg nicht gerade am 1. September 1939 begonnen hätte. So diente ich meinem Lande 2 1/2 Jahre im Frieden und 5 1/2 Jahre im Krieg,- bis der Krieg vorbei war. Diese 8 Jahre waren eine lange Unterbrechung im normalen gesellschaftlichen Vorgang des Heranwachsens, und mir scheint es fehlt mir diese Zeit immer noch. Aber 50 Jahre später kommt einem die Spanne nicht mehr so lange wie damals vor.

Nach dem Gymnasium bestand ich das Abitur; danach hatte ich die Wahl: ich konnte mich entweder gleich freiwillig zum Dienst melden, was den Vorteil hatte, daß ich die Einheit aussuchen und das Ganze hinter mich bringen konnte, ehe ich an der Universität begann,- oder ich konnte auf meine Einberufung warten,- was wahrscheinlich mehrere Jahre später erst stattgefunden hätte. Ich bevorzugte die erste Möglichkeit, und so begann ich, direkt nach Beendigung der Schule auf dem Birklehof im Schwarzwald, mein halbes Jahr Arbeitsdienst. Der Zweck des Arbeitsdienstes war nicht nur die Urbarmachung brachliegenden Landes durch unsere Arbeit, sondern er sollte auch junge Leute politisch indoktrinieren. Der Arbeitsdienst hatte seine eigene Uniform,- braun anstatt dem militärischen grau,- und eine eigene Befehlshierarchie mit besonderen Titeln wie: Arbeitsführer, Oberarbeitsführer, Generalarbeitsführer und so weiter.

Zur rechten Zeit kam der Befehl an, daß ich mich bei einem Arbeitslager in Niederschlesien melden sollte, Östlich von Berlin, ungefähr eine Stunde per Auto von Breslau; das Lager hieß Bartnig. Das Leben dort bedeutete eine radikale Veränderung meiner Lebensweise und der Art der Unterhaltung,- nach einer liberalen, Privatschule, die im Bergland des Schwarzwaldes in Süddeutschland lag und sehr wenige Schüler hatte (wir waren etwa 75 in der ganzen Schule), zu den hunderten von jungen Männern im Lager, die einen Querschnitt der Deutschen Bevölkerung repräsentierten. Nur wenige hatten das Gymnasium mit dem Abitur beendet, und viele kamen von ländlichen Gegenden oder von den Bergwerken Oberschlesiens, wo es viele Analphabeten gab, wo wenig Deutsch gesprochen wurde, und wo ganze Familien zusammen in einem Zimmer wohnten.

Das Lager war weit von jeder Stadt oder Dorf entfernt, im Flachlande. Es gab dort viele Sümpfe und Seen, die wir entwässern und beseitigen sollten. Es war das Vorwerk eines grossen, Schlesischen Gutes, auf dem sich ein kleines Wohnhaus befand, das Schloß genannt, wo der Verwalter gewohnt hatte. Ställe und Scheunen gruppierten sich um einen grossen Hof mit Gebäuden, in denen Landarbeiter unter unglaublich armen Bedingungen lebten. Vieh stand in den Ställen, und es gab grosse Scheunen. Obwohl wir direkt nichts mit der Landwirtschaft zu tuen hatten erinnere ich mich, daß ich ein Mal die Wohnung eines Landarbeiters besuchte, um irgendetwas dort zu helfen: ich fand Eltern und 9 Kinder in einem Zimmer, wo sie Alle auf 2 oder 3 Betten zusammensassen, und wo keine weiteren Möbel in der Einzimmerwohnung existierten.

Unsere Führer lebten im Schloß, während wir in Baracken untergebracht waren, die neu gebaut worden waren. Die Baracken standen im Quadrat um einen grossen Hof herum. In jedem Raum war eine Einheit untergebracht, die aus etwa 20 Männern bestand. Die Betten waren zweistöckig, die Matratzen waren mit Stroh gefüllt. Alles war sehr sauber, und wir verbrachten täglich viel Zeit, es sauber zu halten. Es gab regelmäßige Inspektionen, nicht nur wegen Sauberkeit, sondern auch für korrektes Bettmachen.

Die Besitzer des Gutes lebten nahebei in einem kleinen Schloß, und wir hatten nichts mit ihnen zu tuen. Manchmal sahen wir die Herrin, eine adlige Witwe, in hohen Stiefeln über die Felder marschieren, sehr einfach angezogen, und sie sah nicht viel anders als ihre Arbeiter aus.

Selbst auf diesem für Ostdeutsche Maßstäbe kleinen Gut konnte man einen sehr grossen Unterschied sowohl in Besitzverhältnissen als auch in Macht und gesellschaftlicher Stellung zwischen Landbesitzern und Landarbeitern beobachten. Im allgemeinen, wenn man sich in Deutschland (und allgemein in Europa) von Westen nach Osten bewegte, wurden diese Unterschiede ausgesprochener. In Russland, im extremen Osten, hatten sie zur Bolschewistischen Revolution geführt; wir sahen die Unterschiede vom Nahen in Bartnig und Umgebung.

Später in diesem Jahr hatte ich Gelegenheit einen Ort zu besuchen, wo ein extremes Beispiel angehäuften Besitzes und grosser Macht existierte,- dies in der Hand eines der sehr grossen Landbesitzers. Die Eigentümer waren ein junges Ehepaar, das alleine mit vielen Dienern in einem riesigen Schloß lebte, das sie geerbt hatten. Neben dem Schloß bemerkte ich ein dreistöckiges Gebäude, in dem, wie mir erklärt wurde, ausschließlich die Bureaux der zahlreichen Verwalter des Besitzes untergebracht waren. Das Schloß und die Besitzer sind nicht mehr da, und ich hörte, daß das Paar in den Westen geflohen war, als die Russen am Ende des Zweiten Weltkrieges herangekommen waren, wobei sie den größten Teiles ihres Besitzes zurückliessen.

Später werde ich von meinem Besuch dort berichten. Zur Zeit (1989) soll der junge Mann ein erfolgreicher Architekt in Westdeutschland geworden sein; und er lebt mit Frau und Kindern glücklich in einer Wohnung. Man kann sich fragen, ob sein Leben als Folge der reduzierten Umstände glücklicher geworden ist, als es beim Überleben des Feudalsystems geworden wäre.

Mit Ausnahme kurzer Zwischenzeiten sind die 6 Monate Arbeitsdienst jetzt eine unerfreuliche Erinnerung geworden. Verglichen mit dem darauffolgenden Militärdienst erschien er mir improvisiert, unnötig und hochpolitisch; es gab keine erprobten Regeln der Lebensform, und die meiste Zeit wurden wir durch schreiende Narren auf sinnlose Irrfahrten geschickt. Unsere Arbeit bestand daraus, daß wir mit der Hand tiefe Gräben schaufelten; wir verstärkten die Ufer mit Faschinen, die zusammengebunden waren. Die Gräben waren offensichtlich zum Drainieren sumpfiger Gegenden bestimmt,- aber das fand man nicht nötig uns zu erklären. Man hatte den deutlichen Eindruck, daß wir beschäftigt werden mußten, statt etwas Nützliches zu tuen. Ich weiss nicht, ob die Abschaffung der schönen Seen (in denen Karpfen gezüchtet wurden) und der Sümpfe wirklich zur Entstehung ausgedehnter neuer Felder führte. Die Idee war wohl Mussolini nachgeahmt, der in Italien die Pontinischen Sümpfe nahe Rom entwässert hatte. Natürlich war der Landmangel, und der Mangel an Platz im Allgemeinen, eine von Hitlers besonderen Beschwerden; er klagte die siegreichen Länder an, die Deutsche Not am Ende des Ersten Weltkrieges vernachlässigt zu haben. Ich frage mich manchmal, ob unsere Anstrengungen wirklich viel kultiviertes Land zur Ostdeutschen Wirtschaft hinzubrachten.

Die Arbeit selber war anstrengend und langweilig. Es erwies sich als hilfreich für mich, daß ich eine Menge Graben und Erdtransport in meiner letzten Schule getan hatte. Dort bauten wir einen neuen Sportplatz auf dem Hang eines Berges, indem wir Erde in Wägelchen vom oberen Ende des Abhanges zum unteren brachten. Wir hatten dort täglich mehrere Stunden mit Handarbeit verbracht.

In der gleichen Schule hatte ich eine weitere Erfahrung mit Handarbeit gesammelt, als ich als Lehrling dem Schuhmacher des Dorfes Hinterzarten zugeteilt worden war. Die Gymnasiasten hatten die Wahl mit einem der lokalen Handwerker zu arbeiten, und die meisten meldeten sich zur Tischlerei in einer der Dorfwerkstätten. Herr Huck, der Schustermeister, hatte nur drei Freiwillige, darunter einen Westdeutschen Prinzen und mich. Mehrere Nachmittage die Woche verbrachten wir mit Reparieren der Schuhe, die von Kunden deponiert worden waren. Am Ende unserer Zeit dort hatten wir das besondere Erlebnis etwas selber herzustellen: dies war bei mir ein Paar offener Sandalen mit Crepsohlen. Ich mußte meinen eigenen Pechdraht vorbereiten, Löcher ins Leder bohren und Schichten von Sohlen mit Riemen zusammennähen. Es war vom Gründer der Schule, Kurt Hahn, ein weiser Entschluß gewesen, dieses Programm von Lehrlingsstellen bei erfahrenen Handwerkern einzuführen. So war ich besser als viele andere frühere Gymnasiasten vorbereitet, lange Stunden Handarbeit zu leisten. Der Nachteil im Arbeitsdienst lag in der Art des Projekts in Bartnig.

Das Schaufeln, zu dem wir täglich unter Absingen agressiver Gesänge staubige Landstrassen entlangmarschierten, nahm nur den halben Tag des Arbeitsmannes ein. Ein großer Teil des übrigen Tages war mit pseudomilitärischen Übungen ausgefüllt. Wir standen in langen, geraden Reihen, erhielten Befehle, die mit lautester Stimme vom Führern geschrieen wurden, worauf wir die Spaten über die Schulter werfen, präsentieren oder sonstwie herumschwingen mußten. Dies machte den Eindruck, daß es gerade von einem übereifrigen Beamten erfunden worden war. Es wurde angetreten, Zimmer und Uniformen inspiziert, zum Essen marschiert und dergleichen mehr.

Wie überall unter Druck von Disziplin und Tyrannei hatten die Männer ein zweites, heimliches Leben. Freundschaften bildeten sich unter Leuten mit ähnlichen Ansichten und verwandter Herkunft; und manchmal unterhielten wir uns durch die halbe Nacht. Männer wuchsen heran oder brachen unter dem Druck zusammen.

Ich erinnere mich gut an die Freundschaft mit einem jungen Mann meines Alters; er war auch aus Berlin, und er hatte auch gerade das Gymnasium beendet. Er vertraute mir an, daß sein Vater ziemlich verdreht war, etwas an meinen Vater erinnernd; er hatte den Titel Reichsgraf, und der Sohn hatte gerade in der Zeitung gelesen, daß der Vater das sechste Mal geheirathet hatte. Die neueste Stiefmutter meines Freundes war eine Ägyptische Prinzessin namens Fatima, während seine Mutter eine geborene Bismarck war. Die Mutter war, so weit ich mich erinnere, eine Enkelin des früheren Deutschen Reichskanzlers, des Fürsten Otto von Bismarck.

Der beste Freund des jungen Mannes in Berlin war ein Junge namens Bleichröder gewesen, der der Abkomme einer bekannten Deutsch-Jüdischen Bankiersfamilie war. Mein Freund hatte Verwandte und Bekannte im Schlesischen landbesitzenden Adel, und er suchte nach einem Mitverschworenen, der ihn auf Expeditionen zu diesem an freien Wochenenden begleiten würde. Ich erklärte mich bereit, wenn immer möglich mit ihm zu kommen, und ich erhielt damit eine weitere Gelegenheit, mich zwischen zwei Welten hin und zurück zu bewegen: der Welt des neuzeitlichen, politisierten Arbeitsdienstes und der der alteingesessenen, oft etwas dekadenten Grossgrundbesitzer. Dies bot auch Gelegenheit unsere klägliche Existenz für kurze Zeit zu verlassen. Ein solcher Ausflug ist mir bis heute deutlich in der Erinnerung.

An dem speziellen Tag hatte mein Freund Otto Magnus (das war sein Vorname) ein Motorrad "organisiert" (wie wir illegale Manipulationen nannten). Dies war nahe dem Lager in einer Scheune versteckt. Am Sonntag Morgen stiegen wir zusammen auf das Motorrad und ratterten zur nächsten kleinen Stadt namens Militsch. Dort befand sich das Schloß der Freunde, deren Namen Graf und Gräfin Maltzahn war.

Wir fuhren in einen Park ein, der ein riesiges Schloß umgab. Vor Kurzem sah ich eine Photographie des Schlosses in einem Erinnerungsbande einer Gräfin Maltzahn, und ich versicherte mich, daß es tatsächlich so enorm war, wie ich es in der Erinnerung hatte. In der Mitte erhob sich eine Kuppel, die das Dach des grossen Essaales bildete, wo die Maltzahns täglich ihr Staatsessen einnahmen.- Unser Motorrad wurde in den Büschen versteckt, und wir gingen zu einer der Hintertüren, wo ein Kammerdiener uns schon erwartete. Er erkannte meinen Freund von früheren Besuchen her, und er hatte bereits ein hochwillkommenes heisses Bad vorbereitet und saubere, elegante Kleidung herausgelegt. Wir zogen die formvollendeten Anzüge in Vorbereitung des Mahles im grossen Speisezimmer an.

Zum Mittagbrot waren wir vier Personen, alle unter 25 Jahre alt, und wir sassen an vier Seiten eines runden Tisches in der Mitte des Raumes, wobei ein Diener hinter jedem Stuhl stand. Das junge Paar,- unsere Gastgeber,- hatte gerade das erste Baby gehabt. Sie war 19 Jahtre alt, er der Erbe ein paar Jahre älter. Irgendwie schien mir die Idee

absurd, daß ein so junges Paar die alleinigen Eigentümer des enormen Besitzes war und eine kleine Armee von Dienern und Angestellten übersah.

Wir assen ein ausgezeichnetes Mittagbrot, dabei vom jungen Paar gut unterhalten. Nach dem Essen gingen wir zu einem kleinen Zimmer, weit vom Esszimmer entfernt, im oberen Stockwerk des Schlosses, wo sie bequeme, moderne Möbel und eine grosse Grammophonplattensammlung hatten. Man erzählte uns, daß sie viel Zeit zusammen in diesem Raum verbrachten, entfernt von den Staatszimmern,- eine Art Flucht vor der geerbten Pracht. Ich glaube mich zu erinnern, daß er mir erzählte, daß er als Hobby Rennautos fuhr, und daß sie gerade das erste Baby hatte. Wie schon erwähnt hörte ich 45 Jahre später von einem Ehepaar des gleichen Namens, die im Nachkriegsdeutschland bekannte Architekten geworden waren.

Am frühen Abend verabschiedeten wir uns, zogen uns mit Hilfe des Kammerdieners wieder die braunen Uniformen an, und wir knatterten zurück in der hereinbrechenden Nacht. Unsere Strohmatratzen schienen jetzt erträglicher, da wir die nette Gesellschaft und schöne Umgebung in frischer Erinnerung hatten.

Ähnliche Ausflüge wurden von meinem Freund Otto Magnus mit oder ohne mich gemacht. Ich sah seine parfümierten Einladungen auf farbigem Briefpapier und las bekannte Namen. Er traf viele Leute mit berühmten Vorfahren, oft aus der alten Zaristischen Gesellschaft; und am Sonntag Abend wechselte er, oder wir zusammen, zurück zum anderen Leben. Dies war die letzte Zeit, in der es noch das Märchenleben in Deutsch-Schlesien gab; das Ende des Krieges zerstörte das Alles: Familien flohen und Schlösser wurden zerstört.

Nach dem Arbeitsdienst kamen Otto Magnus und ich zu verschiedenen MilitÄreinheiten, und wir verloren Verbindung. Als ich nichts mehr von ihm hörte nahm ich an, daß er wie andere Altersgenossen im Krieg umgekommen war. Vor Kurzem entdeckte ein Freund von mir seinen Namen in der neuesten Audsgabe des ":Gotha", wo die Leben der Deutschen Aristokratie treulich aufgeschrieben sind. Ich fand heraus, daß er den Krieg überlebt hatte, sich verheirathet hatte, und er war nur wenige Jahre vor dem Schreiben dieses Berichtes gestorben. Im Geiste kann ich noch das klingende Lachen eines wahrhaft netten Menschen hören,- und die Welt ist ärmer ohne ihn.

Das Leben im Arbeitsdienst war es, wo ich zum ersten Mal etwas erlebte, was später öfter vorkam: nämlich eine Doppelexistenz. Es veranlasste mich dazu, über mögliche Ungerechtigkeiten in der menschlichen Gesellschaft nachzudenken, und die Art wie verschiedene Lebensbedingungen nahe beieinander existieren konnten. Oft waren beide Welten verständlich und gut, keine der anderen klar überlegen, sondern nur verschiedene Möglichkeiten der Ordnung und Besitzverteilung lagen nahe beieinander, und Menschen in einer bemerkten kaum die Existenz der anderen.

Eine Woche im Hochsommer 1937 wurde uns mitgeteilt, daß wir drei freie Tage haben würden, an denen wir das Lager verlassen konnten und hingehen wo wir wollten. Ich erzählte dies meiner Mutter am Telephon, und sie reiste sogleich nach Breslau, der einzigen grösseren Stadt zwischen Berlin und Bartnig. Von dort kam sie im Taxi zum Lager um mich abzuholen, und wir fuhren zusammen nach Breslau. Dort genoß ich im Hotel einigen langentbehrten Luxus, wie ein heisses Bad und gute Mahlzeiten, elegant angerichtet. Zusammen benutzten wir das lange Wochenende die Schönheiten Breslaus zu erforschen. In der Mitte der Stadt lag die Dominsel, wo hohe katholische Kirchenleute in mittelalterlicher Umgebung lebten, nahe der grossen Kirche. Das einzige Geräusch auf der Insel war der Klang der Glocken, der die Priester und Gläubigen zur Messe rief. Es erschien mir wie eine lange vergangene Welt, weit Weg vom Betrieb modernen Lebens.

Ich habe gehört, daß die alten Gebäude im Zweiten Weltkrieg zerstört worden sind, und daß die Stadt selber Polnisch geworden ist und einen neuen Namen hat. Ob irgendwelche historischen Gebäude später wieder aufgebaut worden sind weiß ich nicht. Damals fühlte ich stark den Unterschied zwischen dem lauten, menschenreichen Lager und der ruhigen Insel. Ich hatte keine Schwierigkeit, von einer Welt in die andere umzuschalten, aber ich empfand eine starke Vorliebe für die letztere.

An dieser Stelle will ich einige Gedanken über die alte Feudalgesellschaft, in der ich viel Zeit in meiner Jugend verbrachte, diskutieren, und den Gegensatz zum demokratischen System beleuchten. Es kommt mir so vor als ob die alte Ordnung, die in meiner Jugend bereits im Sterben lag, und die besonders in Osteuropa geblüht hatte, jetzt oft schlechtgemacht und mißverstanden wird.

Natürlich erfuhr ich sie von der Seite der Privilegierten. In Grunewald wohnten meine Mutter, Vater oder Stiefvater und vier Kinder in einem Haus mit Nebengebäuden zusammen mit mehr als 10 Dienstboten. Meine Großeltern mit drei Enkelkindern lebten in einem viel grösseren Haus mit etwa 20 Dienstboten, und zahllose Angestellte wie Gärtnerfrauen kamen jeden Morgen und gingen Abends nach Hause. Alle diese Leute bildeten zusammen einen Haushalt, in dem Rechte und Pflichten genau geregelt waren.

Ich erinnere mich, daß ein grosser Teil der Unterhaltung zwischen meiner Mutter und ihrem Mann am Frühstückstisch sich um sogenannte "Angestelltenprobleme" drehte, und als aufmerksames Kind fand ich das unwürdig. Es war aber wohl ein Zeichen wirklicher Sorge um die Wohlfahrt der Leute, die sich um Haus, Garten und Familie kümmerten.

Meine Urgroßmutter Marianne hatte ein Heim und eine Stiftung errichtet, die für alte Familienangestellte da waren. So weit ich mich erinnere, hatte jeder Dienstbote, der treu viele Jahre gedient hatte, beim Erreichen der Altersgrenze die Wahl, entweder eine Summe Geldes für ein Haus zu bekommen oder im Mariannenstift für den Rest seines Lebens versorgt zu werden. Als Kinder machten wir Witze, wenn wir Familienbilder an den Wänden des Altersheims sahen, da es uns schien, daß die alten Diener statt die Heiligen ihre früheren Herren "anbeteten". Es bestand dort viel Wissen, und es wurde diskutiert, wer von uns wen heirathen wollte oder würde, und was für Kinder angekommen waren.

Heutzutage scheint das Alles unproportioniert und etwas peinlich. Aber es ist mir ein unvergeßlicher Eindruck geblieben: Leute damals waren in einen Beruf oder Stand hineingeboren, aus dem sie nur schwer herauskommen konnten. Ich glaube, daß dies viele Unsicherheiten verhinderte, die jetzt dadurch hervorgebracht werden, daß Leistung und Erfolg so ein entscheidendes Wertmaß im modernen Amerikanischen Leben bedeuten. Persönlich sehe ich lieber Belohnung für Leistung- als Steckenbleiben im angeborenen Schiksal. Aber manchmal sehne ich mich noch nach der so viel entspannteren Gesellschaft, in der ich heranwuchs. Es erscheint mir jetzt, daß es nicht so unerfreulich und demütigend war, wie es heute oft hingestellt wird.

Die sechs Monate im Arbeitsdienst bleiben in meiner Einnerung eine unerfreuliche und harte Zeit, die von leichteren und vergnüglichen Augenblicken unterbrochen war,- diese Augenblicke meist ausserhalb des regulären Dienstes. Für mich bedeutete es wohl einen etwas gewaltsamen Weg zum Erwachsenwerden und zum Kennenlernen der "richtigen Welt".

Meine Erlebnisse bei der Geisteskrankenfürsorge.

Geisteskranke- Menschen, die so abwegiges Verhalten zeigen, daß sie nicht für sich selber sorgen können- (nach dem amerikanischen Gesetz werden sie als "eine Gefahr für sich und Andere" definiert)- können auf verschiedene Weisen behandelt werden: Es gibt die chemisch-chirurgischen Methoden, die auf materialistischen Überlegungen Körperchemie und =struktur betreffend beruhen; und die psychologischen Behandlungen, die variieren, aber nicht begrenzt sind auf Psychoanalyse und Überredung, oder Fürsorge und Schutz in besonders angelegter Umgebung.

Meine Forschung hat sich immer auf chemische Behandlung des Verhaltens beschränkt: im Laufe meiner Arbeitsjahre sind grosse Fortschritte im Finden neuer Medikamente gemacht worden, die die Stimmung ändern können, oder das Verhalten und Denken. Für die meisten neuen Medikamente hat man fälschlich beansprucht, daß sie Verhalten für lange Zeit oder sogar für immer normalisieren können. Chemische Behandlung kann nur zeitweise Symptome wie Hyparaktivität, Depression oder Halluzinationen unterdrücken. Vollständige Kuren, die die Behandlungsperiode nach Ausscheidung der Substanz aus dem Körper überdauern, sind noch nicht entdeckt worden.

Ich erinnere mich an eine begeisterte Überschrift im Zweiten Weltkrieg, die behauptete, daß "Optimismus in Tablettenform" entdeckt worden war. Die Substanz Dextroamphetamin, über die man das schrieb, wird heute hier "Speed" genannt und zählt unter die suchtverursachenden Substanzen.- Es gibt symptomatische Behandlungen, aber es gibt keine chemischen Kuren für Geisteskrankheiten.

Ehe Medikamente so wichtig in der Behandlung von Geisteskranken wurden, konzentrierte man sich weitgehend darauf, die "Verrückten" in eine schützende Umwelt zu tuen. Diese wurden ursprünglich als Irrenhäuser bezeichnet, später auch als Psychiatrische Spitäler. In diesen Anstalten konnten Patienten ihr ganzes Leben auf geschlossenen Stationen verbringen. Die Gesellschaft war nun vor ihnen geschützt, und sie konnten relativ friedlich so lange wie nötig leben. Dies System der Schutzfürsorge, in das man Geld, Energie, Land usw. investiert hatte, wurde nach und nach verlassen; oft wich es physikalischen Behandlungen, die zu Hause angewandt werden konnten. Diese Veränderung trug sich in den Siebziger Jahren dieses Jahrhunderts zu,- in den Jahren, in denen ich in der staatlichen Geisteskrankenfürsorge in North Carolina arbeitete.

Der folgende Bericht soll etwas Licht auf die Veränderungen, wie ich sie erlebte, werfen. Ich erzähle Geschichten, die einige der Probleme, die dabei auftraten, beleuchten sollen. Ich vergleiche nicht verschiedene Behandlungen oder beurteile sie. Im Folgenden ist das Gebiet vom persönlichen Standpunkt her beleuchtet, weder vollständig noch objektiv.

Schon immer habe ich mich besonders für Psychiatrie und Psychologie, mernschliches und tierisches Verhalten interessiert. Ich wußte beim Heranwachsen, daß mein Urgroßvater Carl Westphal einer der hervorragenden Deutschen Professoren für Psychiatrie und Neurologie gewesen war, und ich genoß es, mit seinem Sohn Alexander Westphal zusammenzusein, der Professor für Psychiatrie in Bonn war. Als ich, teils gezogen, teils geschoben, in die Pharmakologie ging,- das Studium von der Wirkung chemischer Substanzsen auf lebende Organismen,- zog ich es vor herauszufinden, wie Medikamente das Verhalten ganzer Tiere verändern, statt die Wirkung auf einzelne Organe wie Leber oder Niere oder auf den Stoffwechsel zu erforschen. Das Problem, das mich während meinem ganzen erwachsenen Leben fesselte, ist das Funktionieren intakter Tiere und Menschen unter besonderen Umständen, wie äusserstem Stress, und was passiert, wenn Medikamente, genetische Veränderungen oder Krankheiten Verhalten in besonderer Weise verändern. Kann man solche Veränderungen beschreiben? Kann man besondere Funktionsstörungen voraussagen? Kann man sie möglicher Weise verändern, sie zum Normalzustand zurückbringen?

Meine Doktorarbeit in Tübingen 1945/6 war über Blutveränderungen, die sich nach Einspritzung spezieller Chemikalien ereigneten; das Thema war von meinem Doktorvater, Dr. Jung, ausgesucht worden, der das als Teil einer grösseren Studie der Blutabnormalitäten plante. Danach hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit eigene Interessen zu verfolgen. Mein erster Versuch war relativ primitiv: ich verglich die Wirkungen eines Giftes auf das Verhalten sehr verschiedener Tiere von Katzen bis zu Würmern. Es gab so vieles, was von Art zu Art verschieden war,- wie Absorption durch die Haut (oder Exoskelett) und Verteilung im Körper durch einen offenen (Insekten) oder geschlossenen Kreislauf,- daß die Substanzwirkungen davon mehr als vom Verhalten abhingen. Verschiedene Tiere verhielten sich so verschieden, daß ein Vergleich hoffnungslos erschien. Meine Beiträge zur vergleichenden Pharmakologie waren zwischen 1945 und 1949 nur gering; ich erreichte wenig ausser teilweiser Aufklärung der unerwänschten Wirkungen von Insektiziden wie DDT.

Am Ende dieser Periode entdeckte ich zufällig die messbaren Veränderungen, die Medikamente im Netzbauverhalten der Spinnen hervorbringen. Dies wird anderswo beschrieben (siehe Kapital über Forschung). Die Entdeckung ist hier nur deswegen interessant, weil es einen Schritt in der Entwicklung meiner Verhaltensforschung beschreibt und den Zusammenhang zwischen dieser und Medikamentwirkungen.

Während der Jahre im Pharmakologischen Institut der Universität Bern, der Universität Harvard in Boston und der Staats Universität von New York in Syracuse besprach ich gerne meine Forschung mit Psychiatern und Psychologen; dabei wurden Hans Heimann,Professor für Psychiatrie in Tübingen, Charles Reed, Professor für Psychologie in Philadelphia und andere wie Hans Peters, Professor für Tierverhalten in Tübingen, Monika Meyer-Holzapfel vom Berner Zoo, Peter Klopfer, Zoologe an der Duke Universität und die wohlbekannten Professoren Skinner, Lorenz, Levy und Andere häufige Gesprächspartner und manchmal Freunde. Aber meine grosse Gelegenheit kam, als ich 1966 die Stellung als Forschungsdirektor für Geisteskrankheiten in der Staatsregierung von North Carolina antrat.

Zu der Zeit glaubte ich, daß eine Stellenveränderung weg vom Pharmakologischen Institut in Syracuse für mein Fortkommen nötig war, und ich setzte anonym eine Annonce in das Magazin "Science" ein, in der ich mich für eine führende Stelle in Medikament= und Verhaltensforschung in oder nahe einer Universität anbot. Darauf erhielt ich über 60 Anfragen. Unter Anderem erwog man mich als Direktor des Zoos in San Diego; aber ich hatte nicht genügend Erfahrung im Geldsammeln. In North Carolina hatte ein sehr fortschrittlicher Direktor der Regierungsabteilung für Geisteskrankenfürsorge gefordert, daß die Versorgung der Patienten am wirksamsten verbessert werden könnte, wenn man Lehren und Forschung näherbringen würde. Nach ein paar Treffen wurde mir die Stelle als Forschungsdirektor angeboten, und ich nahm sie an. Es gab kein Vorbild für die Art, wie eine solche Stelle auszubauen war, und mir gefiel die Herausforderung eines solchen Neubeginns.

Ich fing an ein Mitglied der Managementgruppe zu sein, die für die Fürsorge für tausende von "Patienten" verantwortlich war- oder, wie man sie nun nannte, "Klienten" -, in einem Amerikanischen Staat, dessen Einwohnerzahl der der ganzen Schweiz vergleichbar war. Plötzlich war ich angestellt um Geisteskrankheiten und die Versorgung der Kranken zu erforschen- und Andere beim Forschen zu koordinieren-.

Das Ganze fand unter der Leitung von Dr. Eugene Hargrove statt, der vorher Professor für Psychiatrie an der Universität von North Carolina gewesen war. Er wurde mit der Oberaufsicht von 4 riesigen Psychiatrischen Spitälern beauftragt, die in verschiedenen Regionen des Staates lagen und je über 1 000 Patienten und hunderte von Angestellten hatten (und tausende von Morgen Land).; dazu drei, später vier Zentren für Entwicklungsgestörtye; dann gründete er Drogen= und Alkoholentziehungszentren und Agenturen in Städten und Dörfern, wo man denjenigen half, die zu Hause leben konnten.

All dies war möglich durch Steuergelder, die von der North Carolina Gesetzgebenden Versammlung zugeteilt wurden, wo ein einflußreicher Parlamentarier, Herr John Umstead,

Fürsprache für Geisteskrankenfürsorge einlegte. Große Budgetzuteilungen machten es für Dr. Hargrove möglich Reformen durchzuführen, und er arbeitete an der Vergrösserung des Einflusses seiner Abteilung bei der Regierung des Staates.

Es gab viele Regierungsverantwortungen, die einer oder der anderen Abteilung in der Verwaltung zugeteilt werden konnten; unter Herrn Umsteads Führung und mit der Hilfe von Dr. Hargrove wurden viele Funktionen, -wie Behandlung Süchtiger, Entwicklungsstörungen, Alkoholismus,- der Abteilung für Geisteskrankenfürsorge zugeteilt. Als ich 1966 dazustieß, war dieses Departement die zweitgrößte Abteilung der Staatsregierung in North Carolina; dies konnte man sowohl an der Zahl der Angestellten als auch an der Grösse des Budgets messen. Nur der Strassenbau übertraf sie.

Meine besondere Aufgabe in der Geisteskrankenfürsorge basierte auf einer Idee Dr. Hargroves, die ich sehr einsichtig fand; all das ist jetzt, mehr als 20 Jahre später, verlassen. Er forderte, daß Krankenfürsorge und Personalqualität verbessert werden konnten, wenn man Forschung und Lehren den Diensten so nahe wie möglich brächte. Pfleger, Schwestern, Psychologen und Ärzte hatten weit weg von Universitätsinstituten gearbeitet, selbst in anderen Städten. Das Nahebringen konnte z.B. dadurch erreicht werden, daß man eine Forschungsabteilung innerhalb der Fürsorgedienste einrichtete; 1966 übermnahm ich das Einrichten dieser Abteilung.

Der Gegenstand der Forschung wurde von mir nach Wichtigkeit und nicht nach Dringlichkeit gewählt, wodurch ich mir die beste Wirkung versprach. Hohe Qualität wurde durch sorgfältig ausgesuchtes Forschungspersonal gewährleistet, die von der Regierung vollzeitig angestellt wurden. Laboratorien und Bureaux der Forschung wurden Teil der vorhandenen Institutionen. Die Zentrale war in Anderson Hall, einem dreistöckigen Gebäude, das zum Dorothea Dix Spital gehörte. Ausser der Forschungsarbeit waren die Wissenschaftler Berather in allen Teilen des Systems. Das Spital hatte mehr als 1000 acres Land und viele Gebäude, alle dem Zentrum der Hauptstadt nahegelegen. Zur Zeit als man den Stadtplan entworfen hatte, war ein tortenförmiges Stück Land für das Spital ausgespart worden; dies stiess direkt an das Land der Staatsuniversität. Vom Spital aus konnten wir die nahen Regierungsgebäude sehen.

Ursprünglich waren diese grossen Stücke Land, wie z.B. 10.000 acres für das John Umstead Geisteskrankenspital in Butner,N.C., dafür da, Lebens= und Aktivitätsgelände für über 1000 Patienten zu bieten, und es gab dort Ackerwirtschaft und andere Patientenunterstützungs Funktionen. Das Land war auch Pufferzone, die den Rest der Bevölkerung vor zu nahem Kontakt mit den "Wahnsinnigen" beschützte. Gleiche Anlagen waren mir aus Europa bekannt, wo mein Urgoßvater Carl Westphal und Großonkel Alexander Westphal, mein Freund Hans Heimann und Andere solche

Institutionen geleitet hatten oder dort arbeiteten. Die Spitäler waren durch herrliche Blumenbeete und Parkanlagen bekannt, die jeweils durch Patienten gut gehalten wurden.

Dorothea Dix Spital hatte, wie seine Europäischen Geschwister, die ich in Berlin, Bonn, Zürich, Lausanne und Bern gesehen hatte, herrliche parkartige Anlagen auf hügeligem Gelände mit uralten Eichenbäumen, blühenden Büschen und säuberlichen Blumenbeeten. Ausser vielen Gebäuden für Patienten gab es grosse Ställe und Scheunen, Viehweiden und Getreidefelder und Seen mit Schwimmgelegenheiten. Alles diente direkt oder indirekt dem Wohlergehen der Geisteskranken im Staat. Die Veränderungen in der Geisteskrankenfürsorge, die die Rechte der Patienten über Mitgefühl stellten, begannen damit, daß diese grossen Anlagen als "Patientenwarenhäuser" bezeichnet wurden.

Viele Patienten, die in dieser und ähnlichen Anlagen lebten, waren viele Jahre lang dagewesen, oft von Familien und Freunden vergessen. Sie lebten in grossen Stationen, die die meiste Zeit abgeschlossen waren; und die Türen hatten keine Klinken. Diejenigen, die ich kennenlernte, fühlten sich hier zu Hause, und viele kannten keine andere Heimat. Als sie von ihren Rechten erfuhren und ein Fürsprechersystem eingeführt wurde, gab es zum Erstaunen der Aussenseiter mehr Beschwerden über ungerechte Entlassungen aus dem Spital, als über Eingeschlossensein gegen ihren Willen.

Mit Einführung der neuen Regulationen 1970 wurde ein Patientenfürsprechersystem eingeleitet. Jeder Patient, der mit dem Spitalaufenthalt unzufrieden war, konnte freie Hilfe eines Fürsprechers bekommen, der ihn verteidigte und darauf sah, daß die Beschwerde so wirksam wie möglich weitergeleitet wurde. Ich war über das neue System begeistert, das unter Anderem auf dem Argument meines alten Bekannten Thomas Szasz in seinem Buch "Der Mythos von der Geisteskrankheit" beruhte. Als ein Wissenschaftler, der etwas Psychiatrie gelernt hatte, der ein Bureau und Laboratorien auf dem Gelände hatte, und der sich für die besten Lebensbedingungen und Pflege Geisteskranker interessierte, meldete ich mich freiwillig als Fürsprecher. Dies brachte mich in nahe Berührung mit den "Klienten"- wie Patienten jetzt genannt wurden- und es gab mir reichlich Gelegenheit, Lebensbedingungen im Spital zu beobachten.

Das folgende Ereignis, das mir klar in Erinnerung ist, wirft etwas Licht auf die wahre Situation, die mit der angenommenen menschlichen Grausamkeit, über die wir lasen, kontrastierte. Es trug sich in Raleigh im Dorothea Dix Spital zu, und es war wohl in vielen anderen Spitälern ähnlich.

Ich besuchte oft eine Frauenstation, wo eine grosse Zahl chronischer, "unheilbarer" Patientinnen in einer Reihe von Sälen lebte. Es gab lange Reihen von Betten, die immer sehr säuberlich während des Tages gemacht waren, und die eingeschlossenen Patientinnen sassen auf oder zwischen den Betten, einige lagen auf dem Fußboden, bewegungslos oder unruhig, je nach ihren Leiden oder der Laune des Tages. Bald begann ich einige der lebhafteren Damen zu erkennen, und sie bemerkten mich. So beunruhigte es mich nicht besonders, als ich mich eines Tages irrtümlicher Weise dort eingeschlossen fand. Ich sah keine offene Tür oder einen Ausweg, den ich ohne Hilfe von aussen benutzen konnte; niemand vom Personal war sichtbar, und ich fand mich damit ab nun wohl einige Stunden dortzubleiben.

Nach kurzer Zeit erkannte mich eine alte Dame, die ich mehrmals zuvor gesehen hatte, und mit der ich mich auch schon unterhalten hatte; sie kam zu mir heran. Sie fragte mich ob ich raus wollte. Ich erzählte ihr von meiner Schwierigkeit, und sie erbot sich mir zu helfen unter der Bedingung, daß ich niemand vom Personal je davon erzählen würde. Nachdem ich ihr meine Versicherung gegeben hatte, nahm sie mich an der Hand und zog mich durch eine kleine Nebentür, die ich noch nie bemerkt hatte. So weit ich mich erinnere schlichen wir beide zusammen durch eine Zahl unterirdischer Gänge, öffneten und schlossen unauffällige Türen, bis ich mich plötzlich draussen auf dem Rasen hinter dem Gebäude befand. Jetzt konnte ich leicht zu meinem Bureau zurückgehen. Meine Führerin winkte, sagte Auf Wiedersehen und verschwand zurück in das Gebäude. Ich fand später heraus, daß sie sie in ihre "geschlossene" Abteilung zurückgekehrt war, wo ihre Abwesenheit nicht bemerkt wurde.

Dies zeigte mir den verzwickten Plan des alten Gebäudes, das viele Male im Lauf der Jahre an= und umgebaut worden war. Aber es enthüllte auch eine andere, erstaunliche Tatsache: die Patienten wußten,- und hatten wohl dies Wissen unter sich weitergegeben,- daß sie zu jeder Zeit hinauskonnten. Aber sie fanden keinen Grund zur Flucht so lange sie das Gefühl hatten, daß das Spital ihre Heimat war, und sie ließen niemanden wissen, daß sie etwas wußten.

Wie schon erwähnt waren viele Reformen die Folge von Ideen, die in einem Buch vorgetragen waren, die ein Psychiater, Dr. Szasz, den ich aus Syracuse kannte, geschrieben hatte. Sein Bestseller hatte den Namen "Der Mythos von der Geisteskrankheit". Darin argumentierte er unter Anderem, daß es nicht so etwas wie klar definierte "Geisteskrankheiten" gäbe, und daß unser Verhalten gegenüber Geisteskranken von der Gesellschaft erfunden worden war und Kranke produzierte. Die Insassen von Spitälern z.B. konnten auch als normale Menschen angesehen werden und entsprechend behandelt werden, und sie würden sich dann "normal" verhalten. Ich will hier nicht für oder gegen seine Ideen Partei nehmen, noch will ich eine Lehre erklären, die auf

den ersten Blick human und liberal erschien, während der Lehrer in meinen Augen eigentlich grausam und selbstsüchtig war. Die Ereignisse aus den 1970er Jahren beleuchten dies.

Wie schon vorher erwähnt waren die alten Spitäler eigene Welten, mit Gärten, Landwirtschaft, Werkstätten für Metall= oder Tischlerarbeiten, wo Patienten unter Aufsicht arbeiten konnten. Ein Angestellter des Dorothea Dix Spitals hatte eine Gärtnerei gestartet, die sich in und um ein verlassenes Gebäude gruppierte. Hier konnten Patienten mit Anweisung des Angestellten Hauspflanzen vermehren und wachsen lassen, die dann verkauft oder zur Ausschmückung von Spitalräumen benutzt wurden. Ich hatte Gelegenheit Patienten zu beobachten, die Verbindung mit der Aussenwelt grossenteils verloren hatten, wie sie liebevoll Pflänzchen pflegten und bewässerten. Diese Anlage wurde jetzt geschlossen, nachdem die Spitalleitung sich schon lange deswegen geniert hatte.

Es gab auch die grosse Landwirtschaft, wo Milch= und Fleischkühe gezüchtet und gehalten wurden, wobei das nahe Tierzuchtinstitut der Universität die Oberaufsicht führte. Die Produkte, Milch und Fleisch, wurden als Extrrazusatz zu der Spitaldiät von über 1000 Patienten benutzt. Darüber erfuhr ich viel mehr, als ich als Fürsprecher zu einem sich beschwerenden Patienten geholt wurde. Seit beinahe 30 Jahren war er jeden Morgen nach dem Frühstück von der Station, wo er die Nacht verbracht hatte, zu den Kuhställen gegangen. Dort half er kurz beim Melken, aber hauptsächlich säuberte er die Kuhställe. Er hatte jahrelang Kuhmist in Schubkarren geschaufelt und ihn zum Misthaufen gefahren; dann hatte er frisches Stroh unter den grossen, immer säuberlichen Hollstein Kühen verstreut. Diese Arbeit war mir aus der Militärzeit vertraut (siehe Kapitel "Militärdienst"), und ich konnte verstehen, wie er das genoß. Er beschwerte sich nun deswegen, weil man ihm plötzlich mitgeteilt hatte, daß seine Hilfe nicht mehr gebraucht wurde. Jetzt sollte er Tag und Nacht auf seiner Station bleiben, wo er täglich für kurze Zeit in einen umzäunten Hof hinausgelassen wurde, um vorgeschriebene Übungen auszuführen. Er sah dies als Strafe an und hatte den Verdacht, daß man seine Arbeit nicht mehr zufriedenstellend gefunden hatte.

Bald konnte meine Untersuchung Klarheit bringen: nach den neuen Regeln, die die Rechte der Patienten gewährleisten sollten, war jede Arbeit, die Patienten ausführten, voll zu bezahlen. Der Patient mußte jetzt als Berufsangestellter behandelt werden, wie es in der Aussenwelt geschah. Der alte Herr, der die Ställe so lange gesäubert hatte, hatte bisher etwa 50 cent pro Woche als Taschengeld erhalten, Dafür hatte er Zigaretten oder Bonbons gekauft. Jetzt hatte er das Recht voll bezahlt zu werden, und dafür war kein Geld vorgesehen.

Die bequemste Lösung des Problems war für die Verwaltung, das Arrangement aufzuheben,- und später die ganze Landwirtschaft aufzugeben. Das Land hatte jetzt keinen Nutzen mehr, und so wurde es vom Staat an private Bauunternehmer verkauft, und ein Teil wurde der Staatsuniversität geschenkt. Nachdem das geschehen war, wurde das Geld für Alles ausser für die Geisteskranken verwendet. Herr Umstead war zu der Zeit nicht mehr am Leben.

Niemand hatte sich um die Zufriedenheit des alten Herren Sorgen gemacht, die seinem Lebensstil entsprach. Seine Rechte wurden so eng wie möglich interpretiert. Er war ein Opfer der Durchführung der neuen Patientenrechtsgesetze geworden. Als ich Fürsprecher wurde, hatten für mich diese Rechte so vielversprechend ausgesehen; und jetzt verloren sie zunehmend viel von ihrem Glanz.

Das grosse Spital verlor, wie viele andere Anstalten, jetzt in grossem Maßstab. Die Landwirtschaft, Gärtnerei und Werkstätten wurden geschlossen, Land und Gebäude wurden für andere Zwecke verwandt, und Patienten wurden entlassen, angeblich um in der Heimatgemeinde versorgt zu werden, aber öfter um in den Strassen der Stadt verlorenzugehen. Offiziell verkündigte man, daß Menschen mit abwegigem Verhalten mehr profitieren würden, wenn sie mit "Normalen" zusammenlebten, und das wäre besser als ihre frühere Isolation. Die Gesellschaft im Heimatort würde ihnen helfen sich wieder einzugliedern. Ein solcher Fall wurde zum Skandal, als der Staat North Carolina einen früheren Patienten mit einem Billet nach Californien versah, um ihn loszuwerden.

Als besonders gefährlich für Patientenfürsorge erschien es mir, wenn persönliche Habsucht und Geldgier und Machthunger sich an den Veränderungen in der Geisteskrankenfürsorge bereicherten. Das grosse Stück Land, das zu dem Spital seit etwa 100 Jahren gehört hatte, bildete ein tortenförmiges Stück, das mit der Spitze nahe der Mitte der Stadt lag. Mit dem Wachstum der Stadt wurde dies Land besonders wertvoll für Entwicklung von Wohn= und Geschäftsgegenden. Auch war das Land ein Verkehrshindernis zwischen anliegenden Teilen der Stadt. Als die Unterstützung im Parlament nachließ, durch den Tod des mächtigen Herrn Umstead und durch Umstellung von demokratischer zu republikanischer Herrschaft, wurde der langzeitige Direktor der Geisteskrankenfürsorge entlassen; ein Gouverneur unterzeichnete am Ende seiner Regierungszeit ein Dokument, das die Landfläche zu einem Bruchteil von vorher verminderte. Keine starken Stimmen erklangen zur Verteidigung der Patienten-Einwohner.

Der Plan, nach dem Spitalfürsorge durch Gemeindeleben ersetzt werden sollte, wurde nie ganz ausgeführt. Er stellte sich als teurer als erwartet heraus, und was am Spital gespart wurde, wurde niemals ordentlich übergeschrieben; die neuen Programme waren unzureichend. Es gab dann die Vielen, die in langer Spitalzeit Verbindung mit der Heimat verloren

hatten, und sie waren dort nicht mehr willkommen. Eine alte Dame, die jahrelang im Spital gelebt und sich dabei ein Taschengeld durch Stricken verdient hatte, bat mich um Hilfe, um ihre Entlassung zu verhindern. Sie konnte es sich nicht leisten draussen zu leben, wo sie ausserdem den gewohnten Schutz vermißt hätte.

Es gab Vorfälle komischer Art, die die Folge der Verwirklichung der Patientenrechte waren, und für die ich herbeigerufen wurde. Ein solcher Fall beschäftigte mich als Fürsprecher mehrere Monate lang, und der Betroffene blieb mir jahrelang dankbar. Sobald ich später in der Spitalcafeteria Mittagbrot aß, war es wahrscheinlich, daß ein wohlgekleideter, mittelalter Herr zum Tisch kam und mich besonders freundlich begrüßte. Freunde, die mit mir am Tisch sassen, fragten mich wer das wäre. Ich antwortete unter Anderem, daß er vor vielen Jahren seine Frau ermordet habe, aber jetzt wäre er, Dank meiner Hilfe, frei und wohlangesehen.

Die Geschichte beginnt mit einem Anruf der Spitalverwaltung in meinem Bureau mit der Bitte als Fürsprecher für einen Patienten zu fungieren, den ich Herrn X nennen will. Ich willigte ein ihm zu helfen, und ich traf ihn kurz darauf, wobei er mir die vorangehenden Ereignisse erzählte. Seine Krankengeschichte bestätigte das, was er mir erzählte. Herr X hatte tatsächlich seine Frau umgebracht,- so weit ich mich erinnere etwa 10 Jahre vorher,- und er hatte vor Gericht ein volles Geständnis abgelegt. Die Eltern seiner Frau nahmen sich der zwei Kinder an und begannen ihn aus Rachsucht zu verfolgen. Er wurde schuldig befunden, aber das Gericht entschied, daß er nicht im Stande gewesen war zu verstehen, was er getan hatte, und so wurde er nicht verurteilt. Er wurde auf eine Spezialstation mit Gittern in das Dorothea Dix Spital eingewiesen. Da er sich als ein freundlicher, geselliger und zuverlässiger Genosse herausstellte, wurde ihm nach einiger Zeit oft erlaubt, das Spital zeitweise zu verlassen, und nach kurzer Zeit hatte Herr X eine Arbeit in Raleigh. Jeden Morgen ging er hinaus zur Arbeit, und ohne Ausnahme kehrte er jeden Abend zum Abendbrot pünktlich in das Spital zurück- und wurde für die Nacht in seine Station eingeschlossen. Praktisch hatte er jahrelang freie Unterkunft und Verpflegung genossen und dazu Geld von seinem Brotgeber erhalten.

Zur Zeit wo ich herbeigerufen wurde, hatte man ihn gesund genug gefunden um ihn zu entlassen. Er konnte völlige Freiheit beanspruchen, da er nie wegen Mordes verurteilt worden war. Seine zuverlässige Arbeit hatte ihm im Laufe der Jahre beachtliche Mengen Geld eingebracht,- so weit ich mich erinnere um $ 10,000.- Er besaß ausserdem ein recht teures, neues Auto, mit dem er täglich zur Arbeit und zum Spital zurück fuhr. Das Problem enstand durch eine recht grosse Rechnung, die die aufmerksame Spitalverwaltung ihm nun für

all die vergangenen Jahre präsentierte; man berechnete dies auf Grund einer Hotelrechnung für eine ähnlich lange Zeitspanne; diese Rechnung mußte bezahlt werden, ehe er entlassen werden konnte.

Ich befand mich auf seiner Seite, und ich fing an einen Vergleich zu verhandeln. Es war zu unserem Vorteil, daß zu der Zeit als die neuen Regeln in Kraft traten, ein Satz eingesetzt worden war, daß auf Bezahlung verzichtet werden konnte, wenn besondere Bedingungen vorlagen. Die Einweisung von Herrn X gegen seinen Willen und die seitdem vergangene Zeit schienen solch Besonderheiten zu sein. Man schloß einen Vergleich, der beide Seiten zufriedenstellte, eine sehr reduzierte Zahlung wurde akzeptiert, und der Patient wurde entlassen. Ich verdiente seine Dankbarkeit durch die Verhandlungen für den Vergleich in diesem seltsamen Fall. So viel ich weiß wurde er ein Musterbürger, der nie Raleigh verließ; aber er sah seine Kinder, die von den Eltern seiner Frau mit Hass aufgezogen wurden, nur selten.

Dies war nur einer von vielen Umständen, wo ein Geisteskranker nicht entlassen werden konnte,- oder seine Entlassung mußte lange verschoben werden,- weil er seine Rechnung nicht bezahlen konnte oder wollte. Ich weiß nicht wohin das Geld ging, das durch diese Zahlungen einkam; es endete wohl im allgemeinen Fond des Staates, wo es den Patienten nicht zu Gute kam. Was die Verteilung des Spitallandes anbetrifft, so profitierten andere Abteilungen der Regierung und andere Budgetkategorien davon; solche Profite waren das Endresultat der Einführung der Patientenrechte in die Geisteskrankenfürsorge. Für mich war es die Beleuchtung von Umständen, unter denen Gier und Machthunger im Verborgenen von den Reformen profitierten. Patienten wurden nun als verantwortliche und finanziell unabhängige Bürger behandelt, statt als Schützlinge der übrigen Bevölkerung.

Im Ganzen fiel es mir schwer einen Gewinn für unsere Patienten- oder wie man jetzt sagte Klienten- zu erkennen, nachdem man ihnen ihre Rechte zugebilligt hatte. Vielleicht waren die ursprünglichen Absichten gut; aber die Ergebnisse waren oft grausam und manchmal, wie hier berichtet, absurd. Es bestätigte meine Ansicht, daß Mitleid und Freundlichkeit oft wichtiger als die Rechte sind!